

Preußische Allgemeine Zeitung

Das Ostpreußenblatt

Nr. 43 – 27. Oktober 2007 | Unabhängige Wochenzeitung für Deutschland | C5524 - PVST. Gebühr bezahlt

DIESE WOCHE



Ansicht der fertiggestellten zweiten Rügenbrücke in Stralsund: Mit einem großen Volksfest wurde vergangene Woche die neue Querung zwischen Stralsund und der Insel Rügen eröffnet. Mit dem rund 125 Millionen Euro teuren und knapp vier Kilometer langen Bauwerk erhielt die Ostseeinsel Rügen einen zweiten Festlandanschluß.

Foto: pa

Die Wende in Warschau

Kann Donald Tusk die Erwartungen erfüllen? – Viele offene Fragen

Von Klaus D. Voss

Es war die beste Wahl für Polen: Mit deutlichem Vorsprung hat Donald Tusk mit seiner liberalen Wählerplattform PO die Parlamentswahlen für sich entschieden. Damit sind die Tage der noch amtierenden Regierung unter Jaroslaw Kaczynski gezählt – dessen Partei „Recht und Gerechtigkeit“ (PiS) wurde deklassiert.

Die erste spannende Frage in Warschau ist, wie der Zwillingsbruder des bisherigen Ministerpräsidenten, Staatschef Lech Kaczynski, mit Tusk kooperieren wird. Der Staatschef muß den ersten Auftrag zur Regierungsbildung erteilen und könnte die Regierungsarbeit mit seinem Vetorecht behindern. Lech Kaczynski ist bis 2010 gewählt.

Außer Donald Tusk hat niemand eine realistische Chance, die Regierungsmehrheit zusammenzubringen. Der PO-Fraktion fehlt nur eine Handvoll Sitze zur absoluten Mehrheit, vermutlich wird Tusk mit der Bauernpartei PSL eine Koalition vereinbaren. Nicht ausgeschlossen ist aber auch, daß Überläufer aus der PiS-Fraktion die Reihen der Bürgerplattform auffüllen können.

In den masurischen Wahlkreisen hat die PO überdurchschnittlich gut abgeschnitten. Die deutsche Bevölkerungsgruppe wird nur noch von einem Abgeordneten im Sejm vertreten, durch Ryszard Galla aus Oppeln. (Eine genaue Auswertung der Wahlen Seite 7.)

Große Erwartungen verbinden sich mit dem künftigen Kurs einer Tusk-Regierung – zu Recht? Der 50jährige Danziger gilt als umgänglich, weltoffen und läßt erkennen, daß ihm an einem unbelasteten Verhältnis zum Nachbarn Deutschland gelegen ist.

Tusk nimmt Maß an Spanien und vor allem an Irland, das mit seinem Wirtschaftswachstum in Europa die anderen Staaten überflügelt. Eines wird aber übersehen: In diesen Staaten treffen Investoren ganz überwiegend auf rechtlich klare Verhältnisse. In Polen verweigerten Regierung und Behörden bisher die Mitwirkung an der Klärung von offenen Rechtsfragen – vor allem was die Eigentumsansprüche aus Deutschland angeht. Es ist kaum anzunehmen, daß eine Regierung unter Tusk hier eine Abkehr von der bisherigen politischen Linie Polens einleiten wird. Die Lehre aus der deutschen Wiedervereinigung ist aber, daß offene Vermögensfragen eines der größten Hemmnisse für nachhaltige Investitionen sind.

Zugleich muß Tusk beachten, daß die Gefolgschaft der PiS nicht kleiner geworden ist. Die Kaczynski-Partei, nicht zuletzt mobilisiert durch antideutsche Parolen, kann sich auf ein stabiles Stimmenfundament stützen. Der Wahlerfolg der Bürgerplattform PO ist auf eine spontane Wählerreaktion in den Städten zurückzuführen, ablesbar an der für Polen unerwartet hohen Wahlbeteiligung von mehr als 50 Prozent. Ob die PO sich damit eine stabile Basis gesichert hat, ist eher unwahrscheinlich.

Realisten erwarten, daß Tusk gerade seine Wählerschaft mit sehr unpopulären Einschnitten konfrontieren muß. Auch wird er das Versprechen, die extremen Unterschiede bei den Einkommen auszugleichen, nicht einhalten können.

Die Wahl in Polen ist übrigens eine Niederlage für die Demoskopen, die diesen Wahlausgang nicht erkannt hatten. Weder die Wahlbereitschaft noch die Stimmung im Land hatten die Meinungsforscher auch nur annähernd richtig erfaßt.

Klaus D. Voss:

Streik

Ob dieser Machtkampf zwischen Deutscher Bahn und Lokführergewerkschaft GDL tatsächlich noch die Bezeichnung Arbeitskampf verdient, muß man sehr genau nachmessen. Wirtschaftlichen Druck auf den Arbeitgeber Bahn ausüben, und das wäre das erlaubte Mittel im Arbeitskampf, kann dieser Streik gegen die Vorortszüge überhaupt nicht. Der Bahnzweig Nahverkehr ist ohnehin defizitär, und letzten Endes muß der Steuerzahler die Verluste ausgleichen. Solange die Geldbringer ICE und die Frachttochter Railion ausgespart bleiben, ist die Bahn AG fein heraus.

Statt dessen zermürbt der Arbeitskampf die Pendler – überwiegend Menschen in der gleichen Gehaltsklasse wie die Lokführer. Die GDL-Eisenbahner müssen jetzt den wachsenden Groll der Bahnkunden fürchten, vor allem wegen ihrer Maßlosigkeit: Welcher inflationsgeplagte Arbeitnehmer hat wirklich Verständnis für den Lokführer-Hochmut, eine Einkommensverbesserung um zehn Prozent auszuschlagen.

Tatsächlich geht es der GDL um andere Ziele, es ist ein Klassenkampf ganz neuer Art: ein Streik, der die gesellschaftlichen Verhältnisse in Deutschland verändern soll. Nach dem Willen dieser Funktionäre sollen in Zukunft Funktionskader in der Wirtschaft, die wie Lokführer nun einmal eine Schlüsselstellung innehaben, sich nach gusto bedienen dürfen. Andere Arbeitnehmer, vor allem in den Dienstleistungsberufen, um die sich die Gewerkschaften ohnehin nur wenig kümmern, hätten das Nachsehen.

Diesen Versuch, die arbeitende Gesellschaft zu spalten, darf man der GDL nicht durchgehen lassen: Klassenkampf-Ideen sind Gift in der Blutbahn des komplizierten Organismus Wirtschaft.

Dunkle Wolken über Kurdistan

Die USA im Zwiespalt zwischen Türken, Kurden – und der eigenen Schwäche

Von Leo Mayerhöfer

Wer angegriffen wird, darf sich wehren! Die selbsternannte „Kurdische Befreiungsarmee“ PKK hat im türkischen Grenzgebiet zum Irak zahlreiche türkische Soldaten getötet oder verschleppt. Im zerklüfteten, kaum kontrollierbaren Kandill-Gebirge jenseits der Grenze verfügt sie über einen sicheren Rückzugsraum. Deshalb autorisierte das türkische Parlament Regierungschef Tayyip Erdogan zu einer Militäroffensive im kurdischen Autonomiegebiet: In den nordirakischen Provinzen Dohuk, Erbil und Süleymanija sollen sich rund 3500 PKK-Kämpfer sowie einige Hundert kurdische Rebellen aus dem Iran aufhalten. Ihnen stehen 100 000 türkische Soldaten an der Grenze gegenüber. Da erscheint vielen Türken eine Militärintervention erfolgversprechend.

Was zunächst nach einem kleinen Regionalkonflikt aussieht, kann leicht zum Flächenbrand werden. Auch Syrien und der Iran haben neben dem Irak eine kurdische Minderheit. Wenn die Türken gegen die Kurden intervenieren, könnten das auch Syrer und Iraner. Syriens Staatspräsident Baschar el-Assad betont, die Türkei habe ein „legitimes Recht zur Intervention“; im „Kampf gegen Terrorismus“ stehe Syrien an der Seite Ankaras. Versuchen die USA hingegen, das PKK-Problem selbst zu lösen, sind sie im Irak so beschäftigt, daß weder Iran noch Syrien Angst vor einer US-Intervention haben müssen.

Einerseits besteht eine strategische Partnerschaft zwischen den USA und dem Nato-Partner Türkei. Ein Großteil des Nachschubs für die US-Truppen im Irak und in Afghanistan geht über den US-Luftwaffenstützpunkt Incirlik. Außerdem: Die laizistische Türkei gilt als ein Bollwerk gegen den Islamismus. In den Augen der Türkei sind die USA als tatsächliche Machthaber im Irak dafür verantwortlich, daß die als Terrororganisation eingestufte PKK dort keinen Rückzugsraum mehr findet.

Andererseits sind die Kurden im Nordirak die treuesten Verbündeten der USA. Nur in ihrem Autonomiegebiet gibt es so etwas wie staatliche Autorität, im Südirak nur Chaos. Doch die Sympathien der irakischen Kurden für die PKK sind aus landsmannschaftlicher Verbundenheit sehr stark. Der kurdisch-stämmige irakische Präsident Birand Talabani will keine Kurden an die Türkei ausliefern. Immerhin sagt er: „Wenn die PKK ihre Waffen nicht niederlegen will, so soll sie aus dem Nordirak verschwinden.“ Allerdings habe er nicht die Mittel, die PKK dazu zu zwingen. Talabanis Konkurrent Massud Barsani, der Präsident der irakisch-kurdischen Autonomieregion, kündigte an, daß sich die 100 000 Mann seiner Miliz bei einem Einmarsch gegen die türkische Armee stellen würden.

In dieser Situation wollen die USA mit einer diplomatischen Offensive eine türkische Invasion verhindern, um eine weitere Destabilisierung der Region zu vermeiden. Die Außenminister von USA und Großbritannien forderten die irakische Führung dazu auf, „sofortige Schritte zur Eindämmung der Angriffe kurdischer Rebellen“ zu unternehmen. Solche Aufforderungen gab es schon zuhauf. Der von US-Präsident George W. Bush eingesetzte „Sonderbeauftragte für die Koordination der gemeinsamen Anstrengungen zur Abwehr der PKK“, General Ralstone, ist bereits wegen Erfolglosigkeit zurückgetreten. Die PKK droht derweil offen, die Ölpipeline vom irakischen Kirkuk in den türkischen Hafen Ceyhan zu sprengen. Allein dadurch steigt der Ölpreis auf Rekordniveau, und wir spüren schon die Folgen eines heraufziehenden Konflikts.

Merkel: »In Kürze«

Auf Termin und Gestaltung eines Zentrums gegen Vertreibungen will sich Bundeskanzlerin Angela Merkel nicht festlegen lassen. Bei dem Festakt zum 50jährigen Bestehen des Bundes der Vertriebenen (BdV) in Berlin erklärte sie lediglich, „in Kürze“ werde ein Konzept vorgelegt, wie das „sichtbare Zeichen“ zur Erinnerung an Flucht und Vertreibung in Berlin gestaltet werden solle.

BdV-Präsidentin Erika Steinbach hatte zuvor gefordert, das im Koalitionsvertrag vereinbarte Dokumentationszentrum zum Schicksal der Vertriebenen endlich anzugehen. Erst wenn dieses Vorhaben gelinge, werden die deutschen Heimatvertriebenen sich hier angekommen und angenommen fühlen, sagte sie. (Siehe auch Bericht auf Seite 2.) vs

Binnenschiffer auf Erfolgskurs

Die Binnenschiffahrt schafft es nur selten in die Schlagzeilen der Wirtschaftspresse, und wenn, dann ist meist ein Unglück passiert. So wie im Frühjahr 2007, als ein Frachtschiff auf dem Rhein Dutzende Container verlor. Gleichwohl ist die Binnenschiffahrt ein wichtiger Verkehrsträger: Im Jahr 2006 transportierten die Binnenschiffer auf den deutschen Flüssen und Kanälen fast 244 Millionen Tonnen Fracht.

Trotz der steigenden Gütermenge verliert die Binnenschiffahrt Marktanteile. So transportierte sie im vergangenen Jahr zwar nahezu genausoviel wie im Jahr 2000, dennoch ist ihr Anteil am gesamten binnenländischen Güterverkehrsaufkommen von damals 12,3 auf mittlerweile 10,7 Prozent gesunken. Den Rest teilten sich Lkw (69,9 Prozent), Bahn (15,1 Prozent), Pipelines (4,2 Prozent) und Flugzeuge (0,1 Prozent). Gemessen in Tonnenkilometern, also dem Transport von eine Tonne Fracht über einen Kilometer, erbringen die Binnenschiffer jedoch seit Jahren recht konstante Leistungen. Von 1998 bis 2006 legten sie auf den 7476 Kilometern deutscher Binnenwasserstraßen jeweils zwischen 63 und 67 Millionen Tonnenkilometer zurück.

Auch wenn der Ausdruck etwas anderes suggeriert – die Binnenschiffahrt ist überwiegend ein internationales Geschäft. Von den 244 Millionen Tonnen an Gütern, die 2006 in deutschen Häfen umgeschlagen wurden, entfiel nur ein gutes Fünftel auf den innerdeutschen Transport; knapp 70 Prozent waren für den In- und Export bestimmt und etwa zehn Prozent reiner Durchgangsverkehr.

Die Nummer eins der deutschen und sogar der europäischen Binnenhäfen heißt Duisburg. Hier wurden zuletzt mehr als 51 Millionen Tonnen Güter verladen – gut dreimal so viel wie in Köln, dem zweitgrößten deutschen Binnenhafen. *IW*

Wir bitten um Beachtung!
Dieser Ausgabe liegt ein Prospekt des Atlas Verlages bei.

Kontakt: 040/414008-0

Redaktion: -32
Anzeigen: -41
Abo-Service: -42
www.preussische-allgemeine.de

Die Schulden-Uhr: »Überflüssig«

Ein völlig überflüssiges, finanziell ungedecktes Prestigeobjekt" nennt die Vorsitzende der Grünen den geplanten Bau des Transrapids von München zum außerhalb der Stadtgrenzen liegenden Flughafen. Claudia Roth ist nicht die einzige in ihrer Partei, die das so sieht, und so haben die Grünen in Bayern beschlossen, ein Volksbegehren gegen das 1,85 Milliarden Euro teure Bauprojekt zu starten. Allerdings sind schon allein für die Beantragung des Volksbegehrens 25000 Unterschriften im Voraus nötig.

1.494.358.700.498 €

(eine Billion vierhundertvierundneunzig Milliarden dreihundertachtundfünfzig Millionen siebenhunderttausend und vierhundertachtundneunzig)

Vorwoche: 1.494.033.061.487 €
Verschuldung pro Kopf: 18.142 €
Vorwoche: 18.138 €

(Dienstag, 23. Oktober 2007, 12 Uhr, www.steuerzahler.de)

Merkel kam nicht auf den Punkt

Das Zentrum gegen Vertreibungen weiter in der Schwebe – 50 Jahre Bund der Vertriebenen

Von Klaus D. Voss

Was denn unter „Mitteldeutschland" zu verstehen sei, fragt der Korrespondent des niederländischen „De Telegraaf" die junge deutsche Kollegin neben ihm. Er hat den Begriff im Redemanuskript von Erika Steinbach entdeckt, die gleich den Festakt zum 50jährigen Bestehen des Bundes der Vertriebenen (BdV) im Berliner Kronprinzenpalais eröffnen wird.

Die Journalistin, die für den deutschen Dienst einer Nachrichtenagentur schreibt, kann ihm nicht helfen. Für viele junge Deutsche ist die Geschichte ihres Landes eben nur ein Puzzle, im dem die Teile nicht zusammenpassen wollen.

Das internationale Medieninteresse an diesem Festakt ist ungewöhnlich stark, 100 Anmeldungen hatte der BdV. Vor allem, weil Bundeskanzlerin Angela Merkel die Festrede halten wird. Und an ihr hängt die Frage: Was wird aus dem Zentrum gegen Vertreibungen? Viele in Deutschland und vor allem in den Nachbarländern sehen darin ein Politikum, wo es doch ein Denkmal der Humanität werden soll. Die ausländischen Korrespondenten setzen darauf, daß Angela Merkel auf der 50-Jahrfeier des Bundes der Vertriebenen die Errichtung dieser zentralen Gedenkstätte in Berlin verkünden wird. Die deutschen Journalisten bleiben skeptisch; sie kennen ihre Bundeskanzlerin besser.

Merkel hat kein Redemanuskript verteilen lassen, sie wird am Schluß der Veranstaltung sprechen. Solange bleibt die Antwort auf die spannende Frage offen.

Erika Steinbach macht es richtig, sie nimmt den historischen Faden auf, verweigert nicht das Be-



Freundlich, aber unbestimmt: Angela Merkel (l.) begrüßt Erika Steinbach Foto: ddp

In Kollektivhaftung genommen

kenntnis zur Schuld der Deutschen: „Unserem Schicksal ging Grauenhaftes voraus. Hitler hatte die Büchse der Pandora geöffnet." Und weiter: „Das wissen die deutschen Vertriebenen elementarer als andere, da sie in Kollektivhaftung dafür genommen wurden."

Wer in Deutschland selbst nicht betroffen war, wollte die Schicksale der Flüchtlinge und Vertriebenen schlicht übersehen, in der DDR war es ohnehin ein Staatstabu. Vier Millionen kamen damals zunächst nach Mitteldeutschland; Erika Steinbach fügt schnell noch „das damalige" ein, was nicht im Redetext stand – man kann ihr das übelnehmen. 15 Millionen Vertriebene, körperlich und seelisch erschöpfte Menschen waren es insgesamt, vergessenes Massenelend. Der „Telegraaf"-Korrespondent bemerkt, daß die Zahl der Flüchtlinge so groß ist wie die Einwohnerzahl der Niederlande damals.

Geschichtslektion Nummer zwei: BdV-Präsidentin erinnert an die Charta der Vertriebenen in 1950 mit dem Satz: „Wir wollen an einem versöhnten Europa mitwirken und den Teufelskreis von Rache und Vergeltung durchbrechen." Verkündet hatten die Vertriebenen diese Erklärung damals in Stuttgart vor 100000 Menschen, vertreten waren die Bundesregierung, die Kirchen, alles, was an Organisationen trotz des Koalitionsverbotes bestehen konnte – damals teilten die Deutschen die Grundgedanken der Charta. Die ausländischen Korrespondenten lernen die Vertriebenenorganisationen erstmals von dieser Seite kennen, viele deutsche Journalisten auch.

Revisionistisch, rechtsaußen, das sind die Begriffe, die Opferverbänden nachhängen. Doch warum? Von Anfang an, erinnerte Erika Steinbach an die Gründung des BdV 1957 als Vertretung der eigenständigen und selbstbewußten Landsmannschaften und Vertriebenenorganisationen, sei der BdV in der Mitte der Gesellschaft angesiedelt gewesen, sei er von allen demokratischen Parteien mitgetragen worden. Und auch heute, so Steinbach, „läßt sich der BdV weder von linksaußen noch von rechtsaußen mißbrauchen."

Warum letztlich die Union überwiegend zur politischen Heimat der Vertriebenen wurde, das war eine Folge des Bruchs mit der SPD. Noch 1961, erinnerte die BdV-Präsidentin, hatten Willy Brandt, Herbert Wehner und Erich Ollenhauer Grußbotschaften wie diese unterschrieben: „Das Recht auf Heimat kann man nicht verhökern – niemals darf hinter dem Rücken der aus ihrer Heimat vertriebenen oder geflüchteten Landsleute Schindluder getrieben werden. Das Kreuz der Vertreibung muß das ganze Volk mittragen helfen."

Zehn Jahre später der Wortbruch Brandts, das Verhältnis zur SPD wurde „feindselig", bekannte Erika Steinbach. Die DDR, die von der SPD-Ostpolitik profitierte, setzte ihren Propaganda-Apparat in Gang und lieferte die Stichworte an die Linke im Westen, daß Vertriebene allesamt Revanchisten und Nationalsozialisten seien. Auch der Mann vom „Telegraaf" weiß inzwischen, wie effektiv die DDR-Desinformation arbeiten konnte, die Stasi hatte ihre Meinungsmacher im Griff. Und er entdeckt neue Seiten an seiner Ikone Willy Brandt.

Erika Steinbach beklagte zu Recht, daß insbesondere in den 70er Jahren die Tatsache der nationalsozialistischen Schreckensherrschaft mißbraucht worden sei, um die Anliegen der Vertriebenen zu diskreditieren und diese Massenvertreibung zu rechtfertigen. Obgleich: Völlig schuldfrei sei der BdV an der Entwicklung nicht, die zu dieser Verhärtung wegen der Ostpolitik geführt hatte, so Steinbach. Aber: „Ich bin überzeugt, ... wenn Willy Brandt heute SPD-Chef wäre, so würde er mit Sicherheit hier in der ersten Reihe sitzen." Beifall im Saal.

Es gibt doch schon Selbstkritik in der SPD, wenn man sich an die Worte von Otto Schily erinnert,

Über das Leid hinweggesehen

1999 als Bundesinnenminister im Berliner Dom: „Die politische Linke hat in der Vergangenheit, das läßt sich leider nicht bestreiten, zeitweise über die Vertreibungsverbrechen, über das millionenfache Leid, das den Vertriebenen zugefügt wurde, hinweggesehen, sei es aus Desinteresse, sei es aus Ängstlichkeit vor dem Vorwurf, als Revanchist gescholten zu werden."

Wie weit wird diese Einsicht tragen, um das versprochene Zentrum gegen Vertreibungen mitzubeschließen? Die BdV-Präsidentin erinnerte daran, daß die Stiftung zur Gründung dieses Zentrums bereits sieben Jahre besteht: „Wir wollen durch diese Stiftung erreichen, daß ein vollständiges und wahrhaftiges deutsches und europäisches Geschichtsbild gezeichnet wird." 60 Jahre nach Kriegsende sei dies längst überfällig.

Jetzt steht die Bundeskanzlerin im Wort. Angela Merkel würdigt die Erfolge der Vertriebenorganisation, die großartigen Leistungen der ehrenamtlichen Helfer. Sie erinnert an ihren Einsatz für ein offenes Europa und gibt das Stichwort Menschenrechte aus: Sie erklärt, daß „wirtschaftlicher Erfolg und Menschenrechte nicht als unvereinbar betrachtet werden". Die Vertriebenen hören genau hin, weil auch sie die Beachtung ihrer Menschenrechte reklamieren: Von Heimat hatte die Kanzlerin gesprochen, das Wort Eigentum kam nicht über ihre Lippen. Sie bekennt, daß sie in der Vertreibung ein unermeßliches Leid sieht, das über die Generationen hinweg sich auswirkt – daran müsse angemessen und würdig erinnert werden. Man sei auf einem guten Weg, in Berlin ein sichtbares Zeichen zu schaffen. Merkel: „Wir haben uns das im Koalitionsvertrag vorgenommen, und wir werden das umsetzen." Man werde „in Kürze" ein Konzept vorlegen. Mehr verspricht sie nicht, nicht einmal bei diesem Anlaß.

Der Korrespondent vom „Telegraaf" klappt seinen Block zu – die Skeptiker haben Recht behalten.

Deutsche sind Technikmuffel

Das Interesse ist durchwachsen – »Nanotechnologie« kann nur jeder zweite definieren

Technik, die begeistert!" Die Mehrheit der Deutschen würde diesen Werbespruch wohl nicht zu ihrem Motto machen. Staat und Unternehmen investierten im Jahr 2004 rund 70 Milliarden Euro, um den technischen Fortschritt und die Forschung im Land zu fördern. Was sich schlaue Köpfe ausgedacht haben, damit der Alltag angenehmer wird, läßt allerdings viele Bundesbürger völlig kalt.

„Wie sehr interessieren Sie sich für Fragen von Wissenschaft und Technik?" hatten das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung (DIW) und TNS Infratest Sozialforschung über 1000 Deutsche ab 16 Jahren bereits 2006 gefragt. Ein Neuntel antwortete mit: „gar nicht". Knapp ein Drittel gab „sehr stark" oder „stark" an.

Dabei ist die unterschiedliche Einstellung der Geschlechter besonders auffällig. Technikfreaks sind nämlich weitaus häufiger unter den Männern zu finden: Jeder zweite männliche Befragte verfolgt die beiden Gebiete mindestens mit starker Aufmerksamkeit. Von den Frauen konnten sich gerade 16 Prozent für Quarks und Co. erwärmen. Auch wenn die Umfrage einem alten Vorurteil über Frauen und Technik neuen Nährboden gibt: Ein zweites Klischee hat die Erhebung widerlegt.

Die Jugend, also die 16- bis 29jährigen, ist Wissenschaft und Technik gegenüber nicht aufgeschlossener als die Befragten zwischen 50 und 65 Jahren. Sehr starkes beziehungsweise starkes Interesse zeigen unter Letztgenannten 38 Prozent – das sind fast vier Prozentpunkte mehr als bei den unter 30jährigen.

Das Interesse für Wissenschaft und Technik hängt eng mit dem Schulabschluß zusammen. So bekundete gut jeder Zweite mit Abitur oder Fachhochschulreife, sein Interesse an den beiden Themen sei „stark" oder „sehr stark". Dieselben Antworten gab aber nur rund ein Fünftel derjenigen mit Hauptschulabschluß. Gefragt wurde auch, ob die beiden Bereiche nach Einschätzung der Umfrageteilnehmer Probleme in der Zukunft eher schaffen oder lösen?

Die größte Gruppe – 41 Prozent – glaubt: „weder noch". Die Optimisten, die denken, daß Wissenschaft und Technik mehr Lösungen liefern werden, folgen mit 38 Prozent relativ knapp. Probleme fürchten nur 17 Prozent. Bei den unter 30jährigen ist das Vertrauen größer als im Schnitt der Befragten. Über Einstellungen und Einschätzungen hinaus wollten die Interviewer von den Befragten auch noch wissen, ob sie schon etwas von „Nanotechnologie" gehört hätten. Sie umfaßt Technologien, mit deren Hilfe Gegenstände, die kleiner als 100 Nanometer (ein milliardelstel Meter) sind, erforscht, produziert und bearbeitet werden. Es überrascht nicht, daß im Schnitt aller Befragten nur jeder zweite etwas mit dem Begriff „Nanotechnologie" anzufangen wußte. *IW*

Streit um Flughafen-Namen

SPD will, daß »Berlin-Brandenburg International« nach Willy Brandt benannt wird



Noch ist Berlins neuer Großflughafen eine Großbaustelle. Doch der Streit um einen einprägsameren Namen als „BBI“ geht schon los.

Foto: ddp

Von Markus Schleusener

Es wird wieder viel über Willy Brandt geredet dieser Tage. Vor 50 Jahren wurde der Sozialdemokrat ins Amt des Berliner Bürgermeisters gewählt. Im Roten Rathaus gab es deswegen sogar eine rührselige Feier.

Zudem wurde kürzlich des 15. Todestages des ehemaligen Bundeskanzlers gedacht: Altkanzler Gerhard Schröder begrüßte in der nach Willy Brandt benannten SPD-Parteizentrale am Halleschen Tor in Kreuzberg 200 betagte Genossen, um des Verstorbenen zu gedenken.

Und abermals war Klaus Wowereit dabei, um an seinen Vorgänger als Regierender Bürgermeister zu erinnern und von „der guten alten Zeit“ zu schwärmen. „Das hat es in der SPD nie wieder gegeben“, sagte er. Wowereit selbst ist 1972 – noch keine 20 Jahre alt – genau auf dem Höhepunkt der Willy-Begeisterung Genosse geworden.

Es ist kein Wunder, daß gerade in dieser für Sozialdemokraten schwierigen Zeit so oft an Willy Brandt erinnert wird. Bei der Union läuft es nicht anders. Auf dem Deutschlandtag der Jungen Union hat Angela Merkel am vergangenen Sonnabend ja auch an „die gesamte Geschichte der CDU“ erinnert. An Konrad Adenauer und die Westbindung, an Ludwig Erhard und die soziale Marktwirtschaft, an Helmut Kohl und die deutsche Einheit. Parteien brauchen so etwas. Sie denken an ihre glorreiche Vergangenheit, um sich Mut für die Zukunft zu machen.

Aber ist es nicht kleinlich, wenn öffentliche Gebäude für ihren Parteienkult herhalten müssen?

In Berlin ist just in dem Moment, in dem die Tempelhof-Befürworter ein Volksbegehren gegen die Schließung des innerstädtischen Flughafens eingeläutet haben, ein Streit über den Namen des neuen Großflughafens ausgebrochen.

Bislang heißt er im allgemeinen Sprachgebrauch Berlin-Schönefeld und im Investorendeutsch Berlin-Brandenburg International. Das klingt so sehr nach Osten, daß Wowereit und Co. nur von „BBI“ reden, was die Sache auch nicht besser macht. Die bislang übliche Abkürzung SFX für Berlin-Schönefeld kann sich auch niemand merken.

Es war also nur eine Frage der Zeit, bis die Namensdiskussion einsetzen würde. Den Auftakt machte der Vorsitzende der SPD-Fraktion im Berliner Abgeordnetenhaus, Michael Müller, mit dem Vorstoß: Nennen wir ihn Willy-Brandt-Flughafen! Er wärmte damit einen drei Jahre alten Vorschlag von Brandenburgs Ministerpräsident Matthias Platzeck (SPD) wieder auf. Wowereit stimmte seinem Genossen sofort lautstark zu. Haben die beiden gedacht, daß niemand sich trauen würde, ihnen zu widersprechen? Weil Willy Brandt eine solche Ikone sei? Natürlich kam es anders: Sven Petke, der stellvertretende CDU-Chef aus Brandenburg, schlug „Flughafen der deutschen Einheit“ vor – was vor allem für ausländische Gäste ein ungewohnter Zungenbrecher wäre.

Petkes Berliner Parteifreund Friedbert Pflüger begnügte sich nicht mit nur einem Vorschlag. Er kam gleich mit Dreien: Albert Einstein, Marlene Dietrich und Claus Schenk Graf von Stauffenberg hält er (zumindest in der Summe) offenbar für würdig genug, es mit Willy Brandt aufnehmen zu können. Pflüger scheint großen Wert darauf zu legen, einen Namenspatron mit Bezug zur NS-Zeit zu nehmen, sonst hätte er ja auch jemanden aus einer anderen Epoche vorschlagen können. (Einstein und Dietrich waren Exilanten wie Brandt, und Stauffenbergs Schicksal ist von dem Hitlers ja auch nicht zu trennen.)

Martin Lindner wollte da nicht abseits stehen und brachte Gustav Stresemann ins Gespräch, der heute zwar nur noch historisch bewanderten Zeitgenossen ein Begriff ist, aber Liberaler war, was ihn für den FDP-Fraktionschef zu qualifizieren scheint. Stresemann war Außenminister in der Weimarer Republik und gilt als der herausragendste politische Kopf jener Ära.

Was für ein Sinneswandel: Noch im Januar hatte die FDP gefordert, den Namen zu verkaufen – zu Gunsten der „geschröpften Steuerzahler“ versteht sich. Es wird ja auch über den Verkauf des Namens für das Olympiastadion diskutiert. Andere Städte haben eine Allianz-Arena (München) oder eine HSH-Nordbank-Arena (Hamburg); das heißt, die Werbewirtschaft zahlt ihnen im Gegenzug viel Geld.

Jetzt wurde es dem SPD-Fraktionschef zu bunt: Der Namensstreit sei erbärmlich, donnerte Michael Müller – so als hätte er so gar nichts damit zu tun. Willy Brandt sei schließlich „eine hochgeachtete Persönlichkeit, Weltbürger und Friedensnobelpreisträger“ gewesen.

Das Boulevardblatt „BZ“ befragte darauf eine Reihe von Prominenten, die Willy Brandt sehr gut aussehen ließen. Gefolgt von der Dietrich und dem Erfinder der Relativitätstheorie. Der „Tagesspiegel“ dagegen erkundigte sich bei seinen Lesern nach deren Vorlieben. Und siehe da: Sie tendieren spontan zu einem ganz anderen Namensgeber, nämlich Otto Lilienthal, für den auch die Grünen zu haben sind. Der Flugpionier ist aber schon der Namenspatron des Flughafens Berlin-Tegel, der zugemacht wird, wenn der neue Großflugplatz eines fernen Tages – im Gespräch ist das Jahr 2011 – eröffnet hat.

Daß Tegel nach Lilienthal benannt ist, weiß indes kaum jemand, was zeigt, wie unbedeutend solche Namenszusätze sein können. Nur im Falle des New Yorker Flughafens ist vielen auch das Kürzel „JFK“ ein Begriff, wobei nicht einmal alle wissen, daß es für John Fitzgerald Kennedy, den 1963 ermordeten US-Präsidenten, steht.

Linke Gewaltsäer

Von Harald Fourier

Der Text macht keine großen Umschweife: „Ihr solltet anfangen, öfter mal um die Ecke zu schauen – vielleicht checkt ihr noch mal euren elektrischen Zaun. Denn sonst kommen wir mal vorbei, bei den Pierers und Bohlens – um uns unsere Kohle endlich wiederzuholen.“

Das ist schon ein recht deutlicher Aufruf zum Klassenkampf, den der Rapper Holger Burner da in seinem Lied „Unser Standard“ zusammenreimt. Die dazugehörigen Bilder seines professionellen Videoclips zeigen ihn in den Klamotten eines englischen Arbeiters, der (in Manchester?) einem Großkapitalisten begegnet. Propaganda-Rap nennt sich das, was der Berliner produziert, den die linksradikale Internetseite Indymedia zum gegenwärtig „wohl besten Polit-Künstler“ ernannt hat.

Natürlich war Burner auch in Rostock. Dort hat er vor fünf Monaten zur geistigen Mobilisierung mit Refrains wie „Ihr seid nur G8, wir sind sechs Milliarden – wir sind gekommen, um euch wegzujagen“ beigetragen. Der unterschwellige Aufruf zur Gewalt ist immer mit dabei und hätte bei einem „Rechten“ wohl längst juristische Folgen gehabt.

Nach den Auseinandersetzungen in Rostock ist eine Vielzahl von Videos aufgetaucht, die Gewalt gegen Polizisten und Politiker rechtfertigen. Auf der Internetseite Youtube.com sind Dutzende von solchen Videos zu sehen, bei denen die Beamten als Ersatz für die verhaßten Regierungschefs oder politisch Andersdenkende angegriffen werden.

Noch rabiater sind die Töne, die die Berliner Rapperband DeineLtan (Türkendeutsch für: Deine Eltern) spuckt. „Fick die Cops, Bullenschweine“, heißt es da obszön. Dazu zeigen die Macher in ihren Videos Straßenschlachten aus Kreuzberg.

Vor einer Löschung ihres Videos von den Internetseiten hat die Gruppe DeineLtan keine Angst. „Und wenn es denen gelingt, das Video entfernen zu lassen, dann gibt es genug Brüder, die die Möglichkeiten haben, sich einen neuen Account (Internet-Adresse) zu erstellen, daß es sich wieder wie ein Lauffeuer verbreiten wird. Ihr könnt es nicht stoppen.“

Das ist richtig. Aber die Polizei ermittelt jetzt gegen den harten Kern dieser musikalischen Extremistenszene. Es gibt Beamte, die sich nur noch damit auseinandersetzen. Vor einem Monat wurden mehrere Wohnungen durchsucht und CDs beschlagnahmt.

Die Polizei fühlt sich persönlich bedroht. „Berlin ist die Hauptstadt der Gewalt. Unsere Kolleginnen und Kollegen werden tagtäglich immer brutaler angegriffen“, klagt etwa Eberhard Schönberg, der Chef der Deutschen Polizeigewerkschaft.

Schloß: Wer kommt in die Jury?

Das wichtigste Bauprojekt der Hauptstadt geht Anfang November in die nächste Etappe

Von Peter Westphal

Für die Rekonstruktion des Berliner Stadtschlosses steht Anfang November die nächste Entscheidung an. Dann will das federführende Bundesbauministerium den Architektenwettbewerb ausloben. An den Ausschreibungsunterlagen wird derzeit ebenso noch gearbeitet wie an der Zusammensetzung der 15köpfigen Jury.

Dem Gremium werden acht Fachpreisrichter (Architekten) und sieben Sachpreisrichter (Politiker und spätere Nutzer) angehören. Beide Faktoren, Ausschreibungstext wie Jurybesetzung, werden in maßgeblicher Weise die künftige Gestaltung des Schloßareals vorwegnehmen. Allen Unkenrufen zum Trotz ist jedoch davon auszugehen, daß die Moderne – mit Ausnahme des zur Spreeseite zeigenden Ostflügels mit der einstigen Renaissance-Fassade – in der Außenansicht kaum eine Chance haben wird. Dies bekräftigte Mitte Oktober nochmals der Berliner Staatssekretär für Kultur, André Schmitz, der auch dem Preisgericht für den Architektenwettbewerb zum Schloßnachbau angehören wird. Wie – laut Presseberichten – das Bundesbauministerium, so spricht sich auch Schmitz vorbehaltlos für die weitestgehende historische Wiederherstellung der drei Barockfassaden aus. Auch der Schlüterhof soll wiedererstehen. Freilich ist dies auch durch zwei vorhergehende Beschlüsse des Bundestages vorgeschrieben.

Nachdem aus dem Bundesministerium auch aus Stimmen für eine eher modernistische Lösung zu vernehmen waren, wies Bundeskulturstaatsminister Bernd Neumann (CDU) noch einmal in aller Deutlichkeit auf den Parlamentsbeschluß von 2002 hin, der eine historische Rekonstruktion vorschreibt. Nach Auskunft des Bundesbauministeriums werden der Jury auch der Initiator zum Wiederaufbau des Schlosses, Wilhelm von Boddien, sowie der den Förderverein beratende Architekt Rupert Stuhlemmer angehören. Laut Staatssekretär Engelbert Lütke-Daldrup soll auch Michael Petzet, Präsident der Denkmalschutz-Organisation Icomos, eingeladen werden. Diese Sachverständigen würden ihre „besondere Kompetenz für die Gestaltung der historischen Fassaden einbringen“.

Die Neuausrichtung bei der Juryfindung ist eine Reaktion auf die Kritik von Bundestagsabgeordneten an der ursprünglich geplanten Jury-Zusammensetzung. Hier dominierten vor allem Modernisten. Eine spannende Frage dürfte sein, in welcher Form im Ausschreibungstext die Wiedererrichtung der Kuppel berücksichtigt wird. Laut Kulturstaatssekretär und Jury-Mitglied Schmitz wird in der Auslobung des Wettbewerbs nur empfohlen zu prüfen, „ob man eine Kuppel wieder errichten kann“.

Fast vergessen scheint indes die Aufregung vor einigen Wochen, als der Großteil der Berliner Presse – offenbar ungeprüft – eine Pressemitteilung der Linkspartei übernahm, die abermals versuchte, den Wiederaufbau des Berliner Schlosses zu sabotieren. Unter der Überschrift „Schloß auf Eis gelegt“ wurde ein normaler Beratungsvorgang zwischen dem Haushaltsausschuß des Bundestages und dem Bundesbauministerium zum Anlaß genommen, um die Öffentlichkeit irrezuführen. Dabei beließen es die Postkommunisten nicht nur bei der Unterstellung, der Förderverein könnte die Spendensammlung von 80 Millionen niemals aufbringen. Sie versprachen zudem, den Beitrag des Landes Berlin auf 64 Millionen Euro zu verdoppeln, falls die Schloßfassade zugunsten einer „modernen“ Front wegfiele.

Herausspaziert

Gefängnisinsasse ist einfach gegangen

Das Ungemach in der Berliner Justiz nimmt kein Ende. Laut einer Statistik, welche die unter Beschuß stehende Justizsenatorin Gisela von der Aue (SPD) vergangene Woche vorstellte, fanden Vollzugsbedienstete bis Ende September dieses Jahres bereits 826 Mobiltelefone bei Insassen Berliner Gefängnisse. Im gesamten Jahr 2006 waren „nur“ 738 Telefone sichergestellt worden.

Den Häftlingen ist der Besitz der Telefone untersagt: „Gefangene könnten über die Telefone Kontakt in ihr kriminelles Milieu halten“ und Zeugen „unter Druck setzen“, so der Rechtsexperte der CDU-Fraktion im Berliner Abgeordnetenhaus, Sven Rissmann. Auf eine Anfrage der CDU mußte von der Aue einräumen, bislang nicht angemessen auf den Schmuggel der Geräte reagiert zu haben. Inzwischen werde jedes aufgefundene Mobiltelefon zur Anzeige gebracht.

Ein weiteres Problem, das aus der jüngsten Statistik hervorgeht, ist die Zunahme von Drogenfunden in den Haftanstalten, wobei insbesondere die JVA Tegel im Mittelpunkt steht. Waren dort im Jahr 2005 insgesamt 575 Gramm Haschisch sichergestellt worden, stieg die Menge 2006 auf bereits 885 Gramm. Im laufenden Jahr (Stand Ende September) wurden bislang 395 Gramm beschlagnahmt. In der Jugendstrafanstalt (JSA) Plötzensee stieg die Menge der aufgefundenen Drogen von 167 Gramm 2006 Ende September 2007 auf bereits 183 Gramm.

Ein als Intensivtäter eingestufter Häftling in der JVA Charlottenburg indessen wollte sich die desolaten Zustände offenbar nicht länger von innen ansehen. So tauschte der Türke Firat I., der wegen Diebstahls und gemeinschaftlichen Raubes eine dreijährige Haftstrafe absaß, während der Sprechstunde mit seinem ihm ähnlich sehenden Besucher die Rollen. Er verließ an dessen Stelle die Haftanstalt über den offiziellen Ausgangsbereich. *P.W.*

Zeitzeugen



Ferdinand Lassalle – Der Journalist, Schriftsteller und Politiker kam 1825 in Breslau zur Welt und starb 1864 in Carouge nahe Genf. Nicht unbedingt typisch für einen Arbeiterführer ist, daß er bei einem Duell mit dem rumänischen Adligen Bajor Janko von Racowicza starb.

Kurt Schumacher – Der Preuße kam 1895 im westpreußischen Kulm zur Welt und starb 1952 in Bonn. Der Vorsitzende der SPD von 1946 bis 1952 sowie Vorsitzende der SPD-Fraktion und Oppositionsführer von 1949 bis 1952 war in mancher Hinsicht nicht unbedingt typisch für einen Sozialdemokraten. Er war national gesinnt. Er haßte die Kommunisten. Und er setzte auf den Staat. „Der Kampf um den Staatsgedanken in der deutschen Sozialdemokratie" lautet der Titel seiner programmatischen Dissertation.



Willy Brandt – Der eigentlich Herbert Ernst Karl Frahm heißende Exilant während des Zweiten Weltkrieges kam 1913 in Lübeck zur Welt und starb 1992 in Unkel am Rhein. Einerseits war seine von 1969 bis 1974 dauernde Kanzlerschaft mit der programmatischen Aussage, mehr Demokratie wagen zu wollen, mit vielen Hoffnungen linksintellektueller 68er verbunden. Andererseits fällt in seine Amtszeit als Bundeskanzler der Extremistenerlaß. Von 1964 bis 1987 war der Politiker SPD-Vorsitzender, von 1976 bis 1992 Präsident der Sozialistischen Internationale.

Gerhard Fritz Kurt Schröder – Der deutsche Bundeskanzler von 1998 bis 2005 kam 1944 in Mossenburg, Kreis Lippe zur Welt. Sein Werben galt erklärtermaßen der sogenannten neuen Mitte. Statt für eine soziale Hängematte sprach er sich für einen Sozialstaat aus, der sozial Schwache nicht nur fördert, sondern auch fordert. Diesem Ziel sollte die in seine Kanzlerschaft fallende Agenda 2010 mit den Hartz-Gesetzen dienen.



Erich Ollenhauer – Der Vorsitzende der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands von 1952 bis 1963 kam 1901 in Magdeburg zur Welt und starb 1963 in Bonn. Sein Streben, aus der sozialistischen Arbeiter- eine Volkspartei zu machen, konnte er 1959 mit dem Godesberger Programm krönen.

Leistungswillige brüskiert

Becks Strategiewechsel führt die SPD in die Irre

Von Hans Heckel

Mit dem Einlenken von Franz Müntefering gegenüber der Anti-Agenda-Politik von SPD-Chef Kurt Beck ist der Linksschwenk der Sozialdemokraten besiegelt. Schlechte Umfragewerte und schwindende Mitgliederzahlen hätten die Parteispitze bewogen, das soziale Füllhorn auszupacken, heißt es allerorten. Doch ist es längst nicht bloß der bange Blick auf die Linkspartei, der die SPD in Richtung Umverteilungspartei treibt. Die Menge der Empfänger staatlicher Transfers aller Art übersteigt jene der arbeitenden Beitragszahler in Deutschland deutlich. Mehrheiten gewinnt man, so das offenkundige Kalkül von Kurt Beck, indem man die Transferempfänger bedient. Entlastungen der Beitragszahler werden zweitrangig.

Auch in der Mitgliederbasis der SPD haben die Beitragszahler eine immer schlechtere Position: 43 Prozent der nur noch 545 000 Genossen sind über 60, also bereits Ruheständler oder kurz davor. Nur noch acht von 100 Sozialdemokraten sind unter 35. Der Anteil der Arbeiter in der alten Arbeiterpartei hat sich von Mitte der 90er Jahre bis zur Mitte dieses Jahrzehnts glatt halbiert.

Unter den berufstätigen Sozialdemokraten geben wiederum Beamte (elf Prozent) und Angestellte des öffentlichen Dienstes den Ton an – die Verwalter und Verteiler der staatlichen Transfers also.

Die eingeleitete Abkehr von der Agenda 2010 scheint da aus Sicht der SPD-Spitze taktisch erfolgversprechend. Die Zukunftsfähigkeit Deutschlands kommt dabei unter die Räder. So heikel die finanzielle Situation von Millionen Leistungsempfängern mittlerweile geworden ist – man denke nur an die Rentenentwicklung der vergangenen Jahre oder die Enteignung älterer Hartz-IV-Empfänger wegen der knapp bemessenen Höhe der Ersparnisse, die sie aufbrauchen müssen, ehe die Unterstützung fließt –, wer die Beitragszahler immer weiter belastet, gräbt dem Land die wirtschaftliche Basis ab. Die jüngste OECD-Studie belegt, daß die Sozialabgabenbelastung deutscher Arbeitnehmer anderthalbmal so hoch liegt wie im Durchschnitt der führenden Industrieländer. Die relative Ähnlichkeit der Bedingungen in den 30 OECD-Ländern macht Vergleiche besonders aussagekräftig.

Nicht wenige junge, leistungsbereite deutsche Auswanderer geben hohe Steuern und Abgaben als einen wesentlichen Grund dafür an, daß sie Deutschland den Rücken kehren – in einem Land mit derart prekärer Altersstruktur ein auf Dauer nicht verkraftbarer Aderlaß.

Für die SPD selbst ist Becks Kehrtwende überdies keineswegs die „Rückkehr" zu den Traditionen der Partei, wie dies der SPD-Chef und seine Gefolgsleute gern glauben machen wollen, sie ist das genaue Gegenteil: Die SPD war stets die Partei der leistungs- und aufstiegswilligen Arbeitnehmer. Seit ihrer Gründung war es ihr Bestreben, der arbeitenden Bevölkerung einen gerechten Anteil an den Früchten ihres Schaffens zu sichern. Der ambitionierte Facharbeiter bildete das starke Rückgrat der Partei. Die Agenda-Formel „Fördern und Fordern" stand seit jeher hinter dem Streben der SPD. Arbeitslose und Randständige, die am Arbeitsprozeß nicht teilhaben konnten, weil sie keine Arbeit fanden, sollten gefördert werden. Die, die nicht teilhaben wollten, aber bekamen von den stolzen Sozialdemokraten gar den verächtlichen Titel des „Lumpenproletariats" umgehängt. Fürsorge ohne die Forderung nach eigener Anstrengung galt nur den Kindern, Alten und schuldlos Hilfsbedürftigen.

Franz Müntefering steht somit nicht für den kaltherzigen Abschied von sozialdemokratischer Tradition, im Gegenteil: Gerade er hielt die Fahne hoch, unter der die SPD seit ihrem Bestehen vorangeschritten ist. Schon 1996 stellte der heutige Vizekanzler klar: „Zum Sozialstaat gehört die Selbstverantwortung des einzelnen. Es gehört zur Würde und Freiheit des Menschen, daß nicht der Staat alles für ihn erledigt. Der Staat muß die Rahmenbedingungen schaffen, damit der einzelne Verantwortung übernehmen kann."

Der Ruf nach dem „Staat, der alles erledigt", gehörte seit jeher zum Repertoire der Kommunisten. Der zum Bürger, vom Besitzlosen zum Besitzenden aufgestiegene ehemalige Proletarier war den Dunkelroten ein Dorn im Auge, weil verloren für die „Sache der Revolution". Deshalb reden die Linksradikalen denen nach dem Munde, die die persönliche Verantwortung des Bürgers ablehnen und nach dem allsorgenden Staat rufen. Wirtschaft und arbeitende Gesellschaft über den Rand ihrer Möglichkeiten zu belasten, kommt den Linksaußen dabei sogar entgegen, ist ihr Endziel doch ohnehin die „Überwindung des kapitalistischen Systems". Dies kann auch durch die Überforderung des Sozialstaats erreicht werden.

Für die SPD jedoch muß dieser Weg in die Irre führen, nicht allein aus dem Blickwinkel der Verantwortung für das Land und seine Menschen, auch aus parteistrategischer Sicht. Nie werden Sozialdemokraten derart hemmungslos linkspopulistische Politik fordern können, wie es die geborenen Linkspopulisten ob ihrer genuinen Verantwortungslosigkeit für „dieses System" vermögen. Lafontaine, Gysi und Gefolge werden dies Beck bald beweisen, indem sie sämtliche SPD-Forderungen nach noch mehr Umverteilung zu Lasten der arbeitenden Bevölkerung jeweils noch überbieten werden durch noch maßlosere Postulate.



Unvereinbar: Müntefering stetzt auf Selbstverantwortung, Beck blockiert. Foto: ddp

»Proletarier aller Länder vereinigt euch!«

Karl Marx läßt sein Kommunistisches Manifest mit dem Aufruf enden: „Proletarier aller Länder einigt euch!" Angesichts des hierin zum Ausdruck kommenden Bekenntnisses zum „sozialistischen Internationalismus" war es naheliegend, daß Marx einen internationalen Dachverband der Arbeiter initiierte. 1864 gründeten sozialistische Gruppen und Personen aus 13 europäischen Ländern und den USA in London die Internationale Arbeiterassoziation (IAA). Diese Erste Internationale zerbrach am Streit zwischen den Marxisten und den Anarchisten um Michail Bakunin. 1876 erfolgte die förmliche Auflösung.

Hat Karl Marx die Erste Internationale angeregt, so Friedrich Engels die Zweite. Auf dem am 100. Jahrestag des Sturms auf die Bastille begonnenen internationalen Sozialistenkongresses in Paris, an dem rund 400 Delegierte aus 20 Staaten und etwa 300 Arbeiterparteien und -organisationen teilnahmen, wurde die Zweite Internationale gegründet. Sie zerbrach am Ersten Weltkrieg, als in den kriegführenden Ländern sich die sozialistischen Parteien eher mit ihren nichtsozialistischen Regierungen als mit den Sozialisten in den gegnerischen Ländern solidarisierten. Diese Politik wird gemeinhin als Burgfriedenspolitik bezeichnet, da die SPD mit der Reichsregierung und den anderen Parteien einen sogenannten Burgfrieden schloß; und gerne wird diese Politik heute den damaligen deutschen Sozialdemokraten als Verrat am internationalen Sozialismus oder der Völkerfreundschaft zum Vorwurf gemacht. Dabei lassen diese Kritiker meist unter den Tisch fallen, daß Frankreichs Sozialisten zeitgleich mit ihren politischen Gegnern im eigenen Land nicht nur einen „Burgfrieden" – also ein zeitlich befristetes Zweckbündnis – geschlossen haben, sondern sogar eine religiös überhöhte „heilige Union" (Union sacrée).

Der Erste Weltkrieg war die Nagelprobe

Im Ersten Weltkrieg erfolgte die Spaltung der Sozialisten in Kommunisten und Sozialdemokraten. Die Kommunisten hatten von 1917 bis 1943 ihre Dritte, Kommunistische Internationale. Die Sozialdemokraten gründeten 1951 in Frankfurt die heutige Sozialistische Internationale. *M. R.*

Die SPD hat zwei Wurzeln

1875 vereinigten sich der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein und die Sozialdemokratische Arbeiterpartei

Von Manuel Ruoff

Die Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands (SAP), die sich nach dem Ende der Sozialistengesetze 1890 auf ihrem Parteitag in Halle in „Sozialdemokratische Partei Deutschlands" umbenannte, hat zwei Wurzeln. Denn sie ging 1875 aus der Vereinigung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins (ADAV) und der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (SDAP) hervor.

Die ältere der beiden Wurzeln ist die ADAV, die älteste deutsche Arbeiterpartei überhaupt. 1863 fragte ein Zentral-Komitee zur Berufung eines allgemeinen Deutschen Arbeiterkongresses den Journalisten Ferdinand Lassalle nach seiner Meinung hinsichtlich der Gründung einer Arbeiterpartei. Der Gefragte antwortete: „Der Arbeiterstand muß sich als selbstständige politische Partei konstituieren und das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht zu dem prinzipiellen Losungswort und Banner dieser Partei machen. Die Vertretung des Arbeiterstandes in den gesetzgebenden Körpern Deutschlands – dies ist es allein, was in politischer Hinsicht seine legitimen Interessen befriedigen kann."

Lassalle ist damit ein typischer Vertreter des sogenannten rechten Flügels innerhalb des Sozialismus. Diese Richtung möchte über das allgemeine Wahlrecht auf legalem Wege die Macht im Staate erringen und diesen dann in den Dienst des Aufbaus des Sozialismus stellen.

Der andere, sogenannte linke Flügel möchte den bestehenden Staat mit Gewalt beseitigen und an seine Stelle im Sinne Karl Marx' die Diktatur des Proletariats setzen.

Die Sozialdemokratische Partei Deutschlands entscheidet sich schließlich für den erstgenannten Weg, was zum einen zur Abspaltung der KPD führt und zum anderen dazu, daß die SPD in der Bundesrepublik Deutschland, in der Weimarer Republik und bedingt auch schon im Kaiserreich staatstragend wird und wirkt.

Lassalles Antwort scheint die Fragenden befriedigt zu haben, denn noch im selben Jahr wurde unter seiner Leitung der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein gegründet.

Sechs Jahre später entstand politisch links vom Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein die Sozialdemokratische Arbeiterpartei. 1869 ging diese aus der Vereinigung des Vereinstags Deutscher Arbeitervereine, der Sächsischen Volkspartei und Abspaltungen der ADAV hervor.

Während Lassalle die Hoffnung hatte, in Zusammenarbeit mit dem preußischen Ministerpräsidenten Bismarck seinen sozialistischen Zielen näherzukommen, und damit zusammenhängend eine positive Einstellung gegenüber dem preußischen Staat einnahm, war der SDAP mit Wilhelm Liebknecht und August Bebel der preußische Staat eher ein Hort der Reaktion. Sie setze lieber auf Österreich, die Gewerkschaften und den Internationalismus.

Die gemeinsame Drangsalierung durch antisozialistische Maßnahmen der Staatsgewalt ließ die beiden Parteien jedoch enger zusammen rücken und sich schließlich vereinigen. Mitte Februar 1875 arbeiteten 16 Mitglieder beider Parteien ein Programm- und Organisationsstatut aus. Schon einige Zeit später luden die beiden Parteivorstände zum Vereinigungsparteitag nach Gotha ein, wo die neue Partei aus der Taufe gehoben wird.

Die Ziele, nicht die Herkunft trennen

Studie belegt offiziell, warum einige Ausländer sich besser integrieren als andere

Von Rebecca Bellano

Und wieder bekam das deutsche Bildungssystem eine Rüge. So seien die schlechten Bildungschancen von Ausländerkindern eine Schwäche des deutschen Schulsystems, beklagte Bundeskanzlerin Merkel anläßlich der Veröffentlichung einer Studie des Instituts Sinus-Sociovision über Lebenswelten und Rollenbilder von Migranten in Deutschland. Hatte nicht auch der UN-Sonderberichterstatter für das Recht auf Bildung, Vernor Munoz, Anfang des Jahres das deutsche, mehrgliedrige Schulsystem als „selektiv, diskriminierend und undemokratisch“ bezeichnet?

Erstaunlicherweise geht es in der Studie aber überhaupt nicht um das deutsche Bildungssystem, indirekt wird es sogar entlastet, denn die Aussage lautet: Wer will, kann auch als Ausländer in Deutschland etwas erreichen.

Was Menschen mit Migrationshintergrund allein durch ihr Wollen – in Gesellschaft wie Wirtschaft – so alles erreichen können, hat die Realität schon millionenfach bewiesen, doch nun belegt es auch eine Studie. Die erste ihrer Art übrigens, wie die Integrationsbeauftragte der Bundesregierung, Staatsministerin Maria Böhmer (CDU), stolz verkünden konnte. Die 22jährige Maomush interessiert sich weniger für wissenschaftliche Studien. Die junge Iranerin hat ihr Abitur gemacht und studiert jetzt Englisch und Deutsch auf Lehramt. Allerdings paßt sie ideal als Beispiel in die Studie. Maomushs Vater ist Arzt, die junge Perserin stammt also aus „gutem“ Hause.

„Nicht nach Herkunft oder Religion unterscheiden sich Migranten, sondern nach ihren Zielen“, faßt die Wochenzeitung „Die Zeit“ die wesentlichen Aussagen der Studie zusammen. Hiernach hängt also die Integrations- und Leistungsbereitschaft einer in Deutschland lebenden ausländischen Person mehr von ihrer sozialen als von ihrer ethischen oder religiösen Abstammung ab. Auch würden aus städtischen Regionen stammende Migranten sich deutlich besser anpassen als jene, die aus „archaisch, bäuerlich geprägten Traditionen“ stammen. Und hier liegt dann auch Deutschlands größtes Problem. Schließlich ist es unbestritten, daß jene, die nach Deutschland zuwandern, eher aus den unteren Schichten stammen. Anatolien ist hier nur als ein Beispiel zu nennen. Der dörflich geprägten, türkischen Region entstammen so manche „Sorgenkinder“.

Doch was tun? Die Probleme aus der nicht erfolgten Integration und die Tatsache, daß immer mehr junge Menschen ausländischer Herkunft aufgrund verpatzter Schulkarrieren nicht auf dem Arbeitsmarkt unterzubringen sind, belasten die Gesellschaft schließlich immer mehr. Außerdem belastet dies auch die leistungsbereiten Zugewanderten, die sich voll integriert haben und denen man ihre Herkunft nur noch an ihrem fremdländischen Aussehen oder ihrem nicht-deutschen Nachnamen anmerkt.

Kritik am dreigliedrigen Schulsystem hilft also nicht weiter, denn es stellt für jene, die wollen, keine Hürde dar. Wie sollte es sich sonst auch erklären, daß in den 5. Klassen von Gesamtschulen beispielsweise Türken vorhanden sind, diese jedoch größtenteils nach der 9. Klasse mit oder ohne Hauptschulabschluß abgehen. Und während ihre ehemaligen Mitschüler für das Abitur büffeln, arbeiten sie in Papas Gemüseladen oder beim Gebrauchtwagenhandel des Onkels und ehelichen eine Cousine aus der anatolischen Heimat ihrer Eltern.

Wir dürfen auf „kein einziges Talent verzichten“, tönt es seit Jahren aus Politikerkreisen, doch wie kann es dann sein, daß „in Hamburg-Billstedt, Berlin-Neukölln oder am Münchner Hasenbergl immer noch Kinder, Jugendliche und deren Mütter leben, die in vielen Jahren des Hierlebens keine passablen Grundkenntnisse der deutschen Sprache erworben haben“, fragt der Deutschlandfunk. Wie bringt man Eltern dazu, unabhängig von ihrer sozialen Herkunft, das Beste für die Bildung ihrer Kinder zu wollen? Was tut man, wenn gesellschaftlicher Aufstieg durch Ausbildung weder Eltern noch Kinder reizt?

Sprachförderung für Migranten im Kindergarten, Stärkung der Eltern und Schaffung eines Netzes von Bildungspatenschaften, so die gutgemeinten Vorschläge. Dabei gibt es – wenn auch nicht flächendeckend – viele der Angebote jetzt schon. Gerade in den Großstädten gibt es für Zuwanderer genügend Anlaufpunkte, um Hilfe zu bekommen. Im Vergleich zu deutschen Kinder aus sozial schwachen Familien gibt es sogar außerordentlich viel Unterstützung: Bei Fördermaßnahmen für Migranten gibt es zahlreiche Fördertöpfe. Und dies nicht nur von Seiten des Staates. Auch zahlreiche private Stiftungen (vodafone-Stiftung, Robert-Bosch-Stiftung, Böll-Stiftung) vergeben Stipendien speziell an junge Menschen aus Migranten- und Aussiedlerfamilien. Während also das deutsche Kind aus sozial schwacher Familie verstärkt darauf hoffen muß, daß die Eltern Nachhilfeunterricht bezahlen, kann das ausländische Kind bei genügend Eigeninitiative deutlich leichter Organisationen finden, die es unterstützen.



Gut für Bildung und Integration? Bis September hatten 35 türkischstämmige Familien ihre Kinder für das private deutsch-türkische Gymnasium in Hannover angemeldet, dessen Besuch monatlich 239 Euro kostet. Foto: ddp



MELDUNGEN

Drei Viertel zahlt der Staat

Köln – Eltern und private Träger brachten im Jahr 2004 gut jeden vierten Euro auf, den Kindergärten an Kosten verursachen. Den Rest gab die öffentliche Hand. Großzügiger ist der Staat hingegen bei den Hochschulen – diese finanziert er fast vollständig selbst. Im Gegensatz zu Deutschland haben die meisten anderen europäischen Staaten ihr Bildungssystem längst vom Kopf auf die Füße gestellt: In Schweden finanziert ausschließlich Vater Staat die Kindergärten. Auch in Belgien, den Niederlanden und Frankreich liegt der private Finanzierungsanteil unter fünf Prozent. Im Industrieländervergleich werden Eltern lediglich in Südkorea, Japan, Neuseeland, Island und Australien stärker als hierzulande für die frühkindliche Bildung zur Kasse gebeten. *IW*

Ein-Euro-Job motiviert nicht

Düsseldorf – Ein-Euro-Jobs verhelfen Arbeitslosen selten zu einem festen regulären Beschäftigungsverhältnis. Zu diesem Ergebnis kommt eine Studie im Auftrag des Diakonischen Werks der Evangelischen Kirche im Rheinland. Wie das Werk mitteilte, seien die meisten der mehr als 260 befragten Ein-Euro-Jobber am Anfang ihrer Tätigkeit hoch motiviert gewesen. Diese Einstellung weiche nach Ende der Maßnahme meist der Enttäuschung, weil sich keine Perspektive auf einen regulären Arbeitsplatz ergebe habe. In einer Mitteilung des Werks heißt es: „Versagt hat das Modell der Ein-Euro-Jobs bei der Förderung besonders benachteiligter Zielgruppen – wie Langzeitarbeitslose, Migranten und gering qualifizierte Arbeitslose.“ Sie nähmen zu selten an solchen Maßnahmen teil und fänden danach fast nie eine reguläre Beschäftigung. Das ursprüngliche Ziel des Gesetzgebers, gerade diese Gruppen zu erreichen, sei damit verfehlt. *idea*

Ost-Deutsch (38):

Kleinod

Von Wolf Oschlies

Mit folgendem Prager Werbespruch habe ich meine Studenten in die tschechische Sprache, Gastronomie und Geschichte eingeführt: „Krusovice – klenot mezi ceskymi pivy z pivaren cisare Rudolfa II.“, das heißt „Krusovice – Kleinod unter den tschechischen Bieren aus der Brauerei von Kaiser Rudolf II.“. Rudolf war ein unglücklicher Herrscher, machte Prag aber ab 1600 richtig „golden“ – ihm verdankt die Stadt ihre zahllosen „klenoty“, die sprachlich deutschen Ursprungs sind: Das mittelhochdeutsche „kleinot“ ist ein Kunstwort aus klein (für zierlich) und ot (für Besitz) und bezeichnet mitunter größte Schätze, etwa die deutschen „Reichskleinodien“, die vom 8. bis 14. Jahrhundert datieren. Da Böhmen und Ungarn, obschon habsburgisch, eigene Königreiche waren, wurde der Begriff auch hier früh heimisch, am glanzvollsten in den „Presporske korunovacne klenoty“, den „Preßburger Krönungskleinodien“, wie diese in Bratislava, vordem Habsburger Krönungsstadt Preßburg, bis heute ehrfurchtsvoll heißen. Andere „Klenoty“ finden sich in der Ausstellung „Klenoty davnej minulosti Slovenska“ (Kleinodien aus ältester Vergangenheit der Slowakei), die noch bis Dezember 2007 läuft.

Auf dem Prager Hradschin werden „Ceske korunovacni klenoty“ (Böhmische Krönungskleinodien) aufbewahrt, auch bloß dort gezeigt, was sehr selten geschieht – im ganzen 20. Jahrhundert nur neunmal, zuletzt im Oktober 1998. Dafür birst die ganze Stadt vor „klenoty“, wie längst jeder bessere Schmuck heißt. Auf Ladenschildern prangt das neue Wort „Klenotnictvi“, das dem slowakischen „klenotnictvo“ entspricht und so schwer wie das Adjektiv „klenotnicky“ zu übersetzen ist – das deutsche Kleinod lebt jedenfalls in allen.

Natürlich auch im polnischen „klejnot“, mit dem die Polen freizügigst umgehen: Das vom Sejm 1573 verfügte Toleranzedikt firmiert nur als „klejnot wolnego sumnienia“ (Kleinod der Gewissensfreiheit), die Salzgrube Wieliczka bei Krakau, auch von Goethe besucht, ist ein „Klejnot Rzeczypospolitej“ (Kleinod der Republik), Meditation ist für ihre Anhänger ein „klejnot spelniajacy wszelkie zyczenia“ (Kleinod, das alle Wünsche erfüllt). Selbst ein guter Fußballer kann ein „klejnot dla reprezentacji“ sein, ein Kleinod für die Nationalmannschaft.

Postfach 1330

Der Militärstrafvollzug in der DDR war ein Tabuthema

Von Mariano Albrecht

Wehrdienst in der DDR, ein Thema über das viele heute ungern sprechen, und wenn, dann kommen meist skurrile Geschichten zutage. Man verdrängt, erinnert sich nur an Positives oder schmückt Unangenehmes aus. Das Schlimmste jedoch war die Erfahrung Schwedt, Postfach 1330.

Das System, mit dem der kommunistische Arbeiter- und Bauernstaat die Verteidigung des Machtapparates organisierte, war von strenger militärischer Disziplin, ideologischer Indoktrination und harten Kommandostrukturen geprägt. Wer sich widersetzte, lief Gefahr, mit dem Härtesten bestraft zu werden, was die Dienstvorschriften der NVA vorsahen: Strafvollzug in der berüchtigten Disziplinareinheit 2 in Schwedt. Kein normales Gefängnis, im Soldatenjargon Bau, in dem Trunkenbolde landeten, die ihre Ausgangszeit überschritten hatten.

Härteste Strafe: Disziplinareinheit 2

Um mit einer Disziplinierung in Schwedt bestraft zu werden, bedurfte es keines Gerichts. Kommandeure und Kompaniechefs durften Haftstrafen bis zu drei Monaten nach eigenem Ermessen anordnen. Die Drohung „Sie landen in Schwedt!“ schwebte wie ein Damoklesschwert über jedem Soldaten. Schwedt als Horrorszenario, wer einmal in Schwedt war, kam als anderer Mensch zurück. Schweigsam, gebrochen, gehorsam, wer dort war, sprach nicht mehr darüber. Ehemalige Insassen berichteten nur, daß sie zum Schweigen vergattert wurden. Doch was passierte hinter den dicken Mauern und Stacheldrahtzäunen in der Oderstadt.

Ein Ex-Offizier erinnert sich, einen Soldaten in Schwedt abgeliefert zu haben. „Ich kam nur bis zum Kontrollpunkt, einer Art Schleuse, Papiere unterschreiben, der Soldat blieb stehen, dann mußte ich gehen. Mehr bekam man auch als Vorgesetzter nicht zu sehen.“

Im Bundesarchiv befinden sich nur 150 Seiten Akten über den militärischen Strafvollzug in der DDR. Daraus geht hervor, daß es auf dem Gelände in der Nähe des Petrolchemischen Kombinats genaugenommen zwei Vollzugseinrichtungen der NVA gab: die Disziplinareinheit 2, in der meist politische oder disziplinarische Verfehlungen mit Strafarrest geahndet wurden, und einen Strafvollzug für kriminell gewordenen NVA-Angehörige. Höhere Strafen wurden in zivilen Einrichtungen geahndet. Ein Tagesdienstablaufplan läßt das System erkennen: permanente Beschäftigung, verschärfte militärische Ausbildung, harte Arbeit und Freizeit- sowie Schlafentzug. Der Tag begann um 4 Uhr mit Wecken und Frühsport und endete um 22 Uhr. Auch heute noch ist es schwierig, mit ehemaligen Häftlingen zu sprechen. Nach 20 Jahren sind einige noch immer traumatisiert, verdrängen das Erlebte. Detlef F. aus Berlin verbrachte drei Monate in Schwedt, nach Schikanen in der Truppe gingen dem damals 19jährigen die Nerven durch, er lief einfach weg. Ehemalige Mithäftlinge hat er nie wiedergesehen. „Man durfte nicht darüber reden, wo man herkam, aus welcher Einheit, überhaupt sprach man kaum miteinander, obwohl man mit mindestens zehn Leuten in einer Zelle war. F. berichtet von einem Regime der Angst und der Erniedrigung und Schliff vom Empfang bis zur Entlassung aus der Armee: „Als mein Vorgesetzter, der mich nach Schwedt brachte, weg war, fand im Nebenraum eine medizinische Untersuchung statt, dann ein Gespräch mit einem Offizier, offensichtlich von der Stasi. Er machte mir klar, daß ich hier keine Rechte hätte, Post und Kontakt zu Angehörigen ausgeschlossen.

Psychoterror, Isolation und Schliff

In einem einzigen Brief mußte ich meinen Eltern mitteilen, daß ich für drei Monate nicht erreichbar sein würde. Warum, das durfte nicht erwähnt werden. Ich wurde aufgefordert, Mitinsassen auszuspionieren und über alle Äußerungen Meldung zu machen. Später merkte ich, daß alle Häftlinge regelmäßig zum Rapport mußten.“

Zögernd berichtet Detlef F., wie das System Schwedt funktionierte: „Es wurde meist nur gebrüllt, die Persönlichkeit war abgeschaltet, bei den Mahlzeiten durfte nicht gesprochen werden, sagte doch mal jemand etwas, wurde das Essen durch die Vorgesetzten abgebrochen, für alle.“ Es wurde von früh bis spät gearbeitet, jeder Gang im Laufschritt, dann ABC-Schutzausbildung, 3000-Meter-Lauf, Politschulung und wieder Ausbildung, das konnte bis in die Nacht gehen. Das schlimmste jedoch war die Isolation des Einzelnen.

MELDUNGEN

Versteckte Landminen

Algier – Fast 50 Jahre nach dem Algerienkrieg hat die französische Botschaft in Algier der algerischen Regierung Karten überreicht, in denen verzeichnet ist, wo die französischen Truppen einst Landminen gelegt haben. Zwischen 1954 und 1962 wurden etwa drei Millionen Landminen vergraben. Noch heute berichten algerische Zeitungen über tödliche Unfälle von spielenden Kindern und Schäfern durch versehentlich ausgelöste Explosionen.

Kosovaren sollen heimkehren

Pristina – Dies ist die Meinung des kosovarischen Bildungsministers Agim Veliu, den man bei seinem Besuch in Österreich auf die durch eine kosovo-albanische Familie ausgelösten Asyl-Kontroversen ansprach. Es bestehe heute kein Anlaß für Bürger seines Landes – weder Albaner noch Serben –, in anderen Staaten um Asyl nachzusuchen. Es stimme auch nicht, daß es – wie das untergetauchte kosovo-albanische Mädchen behauptet hatte – „für ein Leben im Kosovo keine Zukunft gebe“. Alle sollten mit ihrer Rückkehr einen Beitrag zum Wiederaufbau leisten. Eine ähnliche Haltung hatte bereits zu Beginn der Asyl-Debatte eine Ordensfrau in einem offenen Brief ausgedrückt. Soror Johanna Schwab, die seit Jahren Bildungsprojekte im Kosovo leitet, appellierte in der traditionsreichen „Wiener Zeitung“ an das kosovarische Mädchen, Mut zu haben: „Du könntest mir und der Jugend im Kosovo viel helfen.“ Tatsächlich wird gerne vergessen, daß man mit der „Humanität“ gegenüber mehr oder weniger illegalen Einwanderern meist auch die Verhältnisse in den Herkunftsländern eher verschlechtert als verbessert. *RGK*

Weiter auf dem Weg ins Chaos

Pakistan: Wilde Spekulationen nach dem Anschlag auf Benazir Bhutto



Stilisiert sich zur Retterin Pakistans: Benazir Bhutto Foto: AP

Von R. G. Kerschhofer

Der verheerende Terroranschlag in der Nacht auf Freitag letzter Woche überschattete den triumphalen Empfang für die aus dem Exil nach Karatschi heimgekehrte Ex-Ministerpräsidentin Benasir Bhutto. Der Anschlag, der wie ein Attentatsversuch auf Bhutto aussieht, löste trotz der Morddrohungen, die angeblich oder wirklich von El-Kaida kamen, wilde Spekulationen über die wahren Urheber und Ziele aus. Und auch der „triumphale Empfang“ ist zu relativieren. Denn in einem großen Land mit leicht fanatisierbaren Bevölkerungsmassen ist es nicht schwer, Hunderttausende für oder gegen irgendwen auf die Straße zu bringen. Karatschi ist zudem die Hauptstadt des Teilstaates Sind, der Machtbasis des Bhutto-Klans.

Dabei war alles so schön eingefädelt: Durch eine Machtteilung zwischen Bhutto und Präsident Muscharraf sollte dessen Regime „demokratisch legitimiert“ werden. Muscharraf versprach, bei einer Wiederwahl die Armee-Führung abzugeben – er ernannte bereits einen Stellvertreter mit Nachfolgerecht – und Bhutto sollte Ministerpräsidentin werden. Doch der Plan hat einige Schönheitsfehler – vor allem daß er die Handschrift der US-Regierung trägt. Das heizt die antiamerikanische Stimmung weiter an, bringt Extremisten neuen Zulauf und diskreditiert sowohl Muscharraf als auch Bhutto. Muscharraf wird ohnehin bereits als „Bushs Schoßhund“ verhöhnt.

> Karatschi ist Hauptstadt des Bhutto-Klans

Schönheitsfehler ist auch, daß Bhuttos Rückkehr durch ein „Versöhnungsdekret“ Muscharrafs ermöglicht wurde, mit welchem anhängige Korruptionsklagen fallengelassen werden. Das Dekret ist so formuliert, daß alle Amtsträger zwischen 1986 und 1999 davon profitieren – ausgenommen der Chef der oppositionellen Muslim-Liga Nawas Scharif, der nicht ins Kalkül paßt. Daß dieser, als er am 10. September aus dem Exil zurückkehren wollte, postwendend wieder nach Saudi-Arabien abgeschoben wurde, war eigentlich recht human, denn man hätte ihn wegen zahlreicher Delikte inhaftieren können. Oder noch schlimmer, ihm die Einreise gestatten und ihn Attentaten aussetzen können.

> Steckt der Geheimdienst hinter dem Anschlag?

Es gibt aber weitere Komplikationen: Gegen das „Versöhnungsdekret“ ist eine Beschwerde beim höchsten Gericht anhängig. Was geschieht, wenn es aufgehoben werden sollte – wird sich dann Bhutto verhaften lassen oder wieder ins Ausland absetzen? Außerdem war Bhutto bereits zwei Perioden lang Ministerpräsidentin – für eine dritte Amtsperiode müßte die Verfassung geändert werden. Kleinigkeiten.

Auch für Muscharraf ist noch nicht alles gelaufen. Bei der Präsidentenwahl vom 6. Oktober gaben ihm zwar 672 der 1170 Mitglieder des Wahlgremiums ihre Stimme – die meisten anderen hatten die Wahl boykottiert. Doch umstritten ist, ob Muscharraf in der Doppelrolle als Staatsoberhaupt und Armee-Chef überhaupt hätte kandidieren dürfen. Die vom Verfassungsgericht für 17. Oktober angekündigte Entscheidung steht weiterhin aus, und es bleibt also offen, ob Muscharraf wirklich am 15. November neu angelobt wird und unmittelbar danach allgemeine Wahlen ausschreibt. Falls das Gericht gegen Muscharraf entscheidet, wird damit gerechnet, daß er das Kriegsrecht ausruft. Damit wären auch die Parlamentswahlen hinfällig.

Der fremdgesteuerte Pakt zwischen Muscharraf und Bhutto hat die beiden keineswegs zu Freunden gemacht. Die Morddrohungen gegen Bhutto im Namen von El-Kaida könnten daher – mit oder ohne Wissen des Präsidenten – auch vom Geheimdienst stammen, um Bhutto Angst zu machen. Man weiß ja, daß El-Kaida solche Ansagen nie dementieren würde, weil sie doch zum eigenen Prestige beitragen.

Bhuttos Ehemann beschuldigt den Geheimdienst sogar, hinter dem Anschlag in Karatschi zu stehen. Die Logik dahinter wäre, Bhuttos „mutwillige Rückkehr“ für den hohen Blutzoll verantwortlich zu machen. Umgekehrt gibt es Anschuldigungen, der Anschlag sei von Bhutto inszeniert worden, um mit dem Glorienschein einer Beinahe-Märtyrerin in den Wahlkampf gehen zu können. Diese These stützt sich darauf, daß sich Bhutto unmittelbar vor den Explosionen ins Innere ihres gepanzerten Fahrzeugs zurückzog und eben deshalb nicht selber zu Schaden kam.

Daß die USA längst Mißtrauen gegenüber Muscharraf hegen und ein Doppelspiel betreiben, zeigte sich unter anderem in der klaren Bevorzugung Indiens in Atom-Fragen. Beobachter meinen, daß das Hauptinteresse der USA nur mehr darin besteht, irgendwie Kontrolle über die pakistanischen Atomwaffen zu erlangen. Dann könnte man das Land getrost ins Chaos fallen lassen – was nebenher zum Schaden Chinas und des Iran wäre.

Eine Villa am Baikalsee

Burjatischer Präsident schlägt Grundstücksversteigerung zur privaten Nutzung vor – Sibirien als Touristenmagnet

Von Manuela Rosenthal-Kappi

Der Traum von einer Reise an den Baikalsee ist für die meisten Deutschen unerfüllbar, liegt der See in Sibirien doch rund 7500 Kilometer Luftlinie von Deutschland entfernt. Selbst von Moskau beträgt die Entfernung noch 5519 Kilometer. Beinah unmöglich erscheint die Vorstellung, gar ein Haus am Baikalsee zu bauen. Doch genau diese Idee hat kürzlich der burjatische Präsident Wjatscheslaw Nagowizyn seiner Regierung vorgeschlagen. Per Versteigerung plant er Grundstücke am nördlichen Ufer des Baikalsees nebst Nutzungsrechten an private Bieter zu veräußern. Es handelt sich dabei um Grundstücke, die außerhalb der speziell bezeichneten, staatlich geförderten „besonderen Touristenzonen“ liegen. Da jährlich etwa eine Million Touristen den Baikalsee besuchen, sieht der Präsident hier eine zukünftige Einnahmequelle für das dünn besiedelte Land.

Auf dem Territorium der zur Russischen Föderation gehörenden Republik Burjatien erstreckt sich der größte Teil des Sees mit rund 60 Prozent seiner Uferlinie. Burjatien bemüht sich seit Jahren um einen Ausbau des Tourismus, weil hierin die beste Möglichkeit zur sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung des Landes gesehen wird. So entsteht zur Zeit der „Great Baikal Trail“, ein um den Baikalsee führender Fernwanderweg. Da die Wassertemperatur selbst im Juli und August kaum über zehn Grad Celsius steigt, ist der See nicht badetauglich. Von Mitte November bis Anfang Mai ist er komplett zugefroren, so daß er als Straße – und für die zahlreichen Inseln im See oft auch als einzige Verbindung zu den Städten und Dörfern – dient. Neuerdings haben wohlhabende Russen ein aufregendes Freizeitvergnügen entdeckt: Sie lassen sich mit von Autos gezogenen Schlitten über die Eisfläche ziehen.

Die malerische Natur der Landschaft lockt viele Künstler an den Baikalsee, doch auch das Volk der Burjaten mit seiner Kultur, die bedeutende Denkmäler erhalten hat, zieht Touristen an. Daß die burjatische Regierung sich dieses Interesse zunutze machen will, ist verständlich. So hat sie in den vergangenen Jahren gesetzliche Grundlagen geschaffen, um einen großen und modernen touristischen Komplex entstehen zu lassen. Das Land soll in zehn eigenständige Touristenzentren aufgeteilt werden, zu denen der nördliche Baikal sowie die Hauptstadt Ulan Ude und andere Orte zählen. Bis 2010 soll hier der Tourismus boomen.



Kaltes Naturparadies: Die malerische Landschaft lockt schon jetzt Touristen an. Foto: pa

Doch was des einen Freud, ist des anderen Leid. Schon heute berichtet Greenpeace von Verschmutzungen durch Schiffe, von unkontrolliert eingeleiteten Abwässern durch Industriebetriebe und Siedlungen, die über die Flüsse in den Baikalsee gelangen. Insgesamt leben in Burjatien nur 979 400 Einwohner, von denen 60 Prozent in Städten leben. Es herrscht strenges Kontinentalklima mit Durchschnittstemperaturen von Minus 22 Grad Celsius im Winter und 18,5 Grad Celsius im Sommer. Bis in die 1980er Jahre war Burjatien für Ausländer nicht zugänglich. In der Sowjetära entwickelten sich verschiedene Wirtschaftszweige. Es wurden Fabriken für den Flugzeug- und Maschinenbau, für die Energiegewinnung, den Kohleabbau, für die Holzverarbeitung und andere Industriezweige gebaut. Zwar gibt es in Sibirien, das mehr als die Hälfte des russischen Territoriums ausmacht, die meisten Bodenschätze – Öl, Gas, Diamanten –, jedoch ist ihre Ausschöpfung aufgrund der unzugänglichen Landschaft äußerst schwierig.

Durch die Abholzung der Wälder und Zellulosefabriken bei Selenginsk und Baikalsk, durch exzessive Fischerei sowie die Transsibirische Eisenbahn im Süden und die Baikal-Amur-Magistrale im Norden ist das natürliche Gleichgewicht des Baikalsees bedroht. Weitere Probleme entstehen durch die zunehmende Besiedlung mit Datschen der neuen Oligarchen. In Irkutsk und Ulan Ude entstanden wichtige Flugplätze.

Als Maßnahme gegen die Zerstörung der einzigartigen Flora und Fauna wurden vielerorts Naturschutzgebiete und Nationalparks eingerichtet. Zwei Drittel der insgesamt 2500 Tier- und Pflanzenarten in der Baikalregion sind endemisch, das heißt, sie kommen ausschließlich dort vor.

Der Baikalsee, dessen Wasser als das sauberste der Welt gilt, erhält seinen extrem hohen Reinheitsgrad durch winzige Flohkrebse, die alle organischen Abfälle sofort aufnehmen. In dem zwei Millionen Hektar großen Nationalpark sind Luchse, Bären, Hirsche und Wölfe zu Hause.

Der Baikalsee ist der tiefste See der Welt mit 1637 Metern an seiner tiefsten Stelle. Auch heute noch ist er das größte Trinkwasserreservoir der Welt. Sein Wasserspiegel mißt eine Fläche von 31 000 Quadratmetern. 1996 wurde der Baikalsee zum Unesco-Weltnaturerbe erklärt. Im vergangenen Jahr mußte der Ölkonzern „Transneft“ auf Druck von Umweltschützern die Route einer im Bau befindlichen Pipeline verlegen, um das geschützte Gewässer nicht einer möglichen Umweltkatastrophe auszusetzen.

Inwieweit die burjatischen Behörden es schaffen werden, einen umweltverträglichen Tourismus mit der Ansiedlung anlagefreudiger Käufer zu vereinbaren, bleibt abzuwarten. Der Welt größter Trinkwasservorrat steht auf dem Spiel.

»Unser Ziel war und bleibt Polen«

Jaroslaw Kaczynski unterliegt bei den Wahlen Donald Tusk – Deutschfeindliche Parolen ohne Wirkung

Von Wolf Oschlies

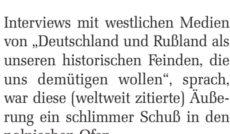
Deutlich nach 20 Uhr schlossen vergangenen Sonntag die letzten polnischen Wahllokale, kurz vor 23 Uhr stand das inoffizielle Wahlergebnis fest: Die bisherige Regierungspartei „Recht und Gerechtigkeit“ (PiS) der Zwillingsbrüder Lech und Jaroslaw Kaczynski, Staatspräsident und Premier Polens, erlitt eine unerwartet klare Niederlage gegen die „Bürgerplattform“ (PO) von Donald Tusk. Die PO kam auf 41,4 Prozent und besetzt im Parlament 209 Sitze – die PiS muß sich mit 32,1 Prozent und 166 Sitzen begnügen, ihre reaktionären Partner der „Samoobrana“ und „Liga polnischer Familien“ wurden mit jeweils 1,4 Prozent von den Wählern förmlich vernichtet. Nahezu ungeschmälert zurückgekehrt sind die „Linken Demokraten“ (LiD, 13,3 Prozent, 53 Sitze) des ehemaligen Staatspräsidenten Aleksander Kwasniewski und die brave „Bauernpartei“ (PSL, 8,4 Prozent, 27 Sitze) unter Waldemar Pawlak.

Kurz vor der Wahl hatte es Umfragen in Fülle gegeben, die PiS und PO nahezu gleichauf sahen und ein „Kopf-an-Kopf-Rennen“ zwischen ihnen prophezeiten. Das glaubte auch Regierungschef Jaroslaw Kaczynski, als er beim Verlassen des Wahllokals den Journalisten „gute 37 Prozent für die PiS“ ankündigte. Doch als erstes geschah etwas, was in die Geschichte Polens eingehen wird: In drei Wahllokalen, einem in Danzig und zweien in Warschau, waren die Stimmzettel ausgegangen, und erst nach Stunden konnte weitergewählt werden. Um exakt diese Stunden mußten alle Wahlprognosen, Ergebnisschätzungen zurückgehalten werden. Wahlleiter Jan Kacprzak traute sich kaum noch vor die Journalisten, die aus dieser Zwangspause eine Sternstunde der polnischen Politanalyse machten.

Es begann mit harscher Kritik am „emotionalen“, „negativen“ und „schmutzigen“ Wahlkampf, was unverkennbar gegen „Jaro“ Kaczynski und die PiS ging. Es ging weiter mit einer Debatte um die Wahlbeteiligungen, worüber man in Ermangelung anderer Themen ausführlich redete. Daß sie extrem niedrig ausfallen würde, war vor der Wahl allgemein befürchtet worden, und kurz vor 17 Uhr lag sie bei kläglichen 38 Prozent. Dann legten die polnischen Wähler einen Schlußspurt ein und am Ende hatten 54 Prozent der Wahlberechtigten ihrer „Bürgerpflicht“ genügt. So etwas werteten alle Kommentatoren als hervorragendes Ergebnis, das um gute zehn Prozent über der Rate der Wahl von 2005 lag. Das verhieß nichts Gutes für die PiS, die Feingliederung der Zahlen noch weniger: Großstädte (Warschau 52 Prozent), urbane Regionen, junge Erwachsene und Erstwähler wiesen überdurchschnittlichen Wahleifer auf, der nach allgemeiner Ansicht nicht der PiS nutzte. Deren traditionellen Klientel kam aus Dörfern (42,6 Prozent Beteiligung) und ländlichen Regionen (Allenstein 39,9 Prozent) und blieb bei dieser Wahl mehrheitlich zu Hause.

Interessant war die unerwartet hohe Wahlbeteiligung der Polen im Ausland. Das Fernsehen hatte endlose Schlangen vor polnischen Botschaften und Konsulaten in Westeuropa gefilmt, wozu die Soziologin Jolanta Kopka erklärte: „Diese Polen sind wahre Patrioten, denn sie kennen das schlechte Image, das die Kaczynski-Zwillinge Polen im Ausland eingebracht haben, und sie sind weit genug von der PiS-Mentalität in Polen entfernt, um sich ein gesundes Urteil zu erhalten.“

Was Frau Kopka meinte, wurde in der Wahlnacht in aller Offenheit angesprochen: Die Kaczynskis haben den ganzen Regierungsapparat mit „ihren“ Leuten besetzt, Medien unterdrückt, politische Gegner mit KGB-Methoden verfolgt und ohne Not und Sinn außenpolitisches Porzellan zerschlagen: Als die unbedarfte Außenministerin Anna Fotyga in



Interviews mit westlichen Medien von „Deutschland und Rußland als unseren historischen Feinden, die uns demütigen wollen“, sprach, war diese (weltweit zitierte) Äußerung ein schlimmer Schuß in den polnischen Ofen.

Premier Kaczynski hat in der Wahlnacht sehr bald seine Niederlage eingestanden, diese aber der „Front“ seiner Gegner – „Parteien, Zeitungen, Fernsehen“ – angelastet und dem Wahlsieger Tusk eine „harte Opposition“ angekündigt, denn nur „unser Ziel war und bleibt Polen“. Tusk ist 2005 von der PiS mit Verdächtigungen wegen „deutscher Kollaborateure“ in seiner Familie besiegt worden. Das hat er nicht vergessen und in seiner Dankesrede nach dem Wahlsieg auch angesprochen. Wichtiger waren ihm indessen zwei andere Dinge: „Polen verdient eine bessere Regierung“ und wird sie mit dem 1957 in Danzig geborenen Historiker Donald Tusk auch bekommen. Und „wir haben Europa das bessere Polen gezeigt“.

Das mag sein, aber ist Tusks Polen so völlig anders? Kurz vor der Wahl hat Daniel Passent, legendäres „Enfant terrible“ der polnischen Medien schon zu kommunistischen Zeiten, geschrieben, daß Tusk doch nur eine „PiS light“ repräsentiere. Und am Wahltag meldete sich der Polen-Korrespondent des Russischen Fernsehens RTR aus Warschau: Bei dieser Wahl gehe es „nicht um Positionen, sondern um Haltungen“. Tusk und Kaczynski „sind nicht weit auseinander, ein Rechtsruck Polens ist unvermeidlich“. Aber Polen ist dank seiner EU-Mitgliedschaft ein ökonomisches Boom-Land, das die EU mit seinem klassischen „Antirussismus“ gefährden könnte.



Strahlender Sieger: Schafft Donald Tusk ein anderes Polen oder ist er nur „PiS light“? Foto: Eastway

Meldungen

Angst vor Gewalt

Kabul – Die derzeit schlimmste Welle der Gewalt seit dem Sturz der Taliban 2001 verunsichert die Bevölkerung in Afghanistan nachhaltig. Hatte 2006 noch die hohe Arbeitslosigkeit den meisten Einwohnern Sorge bereitet, ist es jetzt die mangelnde Sicherheit. Trotzdem geht es der Hälfte der 6200 Befragten besser als vor 2001.



Ohne Islamisten, dafür instabil

Rabat – Der neue marokkanische Ministerpräsident Abbas El-Fassi und seine Regierungsmannschaft wurden in der Vorwoche von König Mohammed VI. angelobt. El-Fassi ist Chef der aus den Parlamentswahlen als stärkste Fraktion hervorgegangenen konservativen Unabhängigkeits-Partei (Istiklal). Die vier wichtigsten Ressorts – Inneres, Äußeres, Verteidigung und Religion – wurden aber der Tradition entsprechend vom König selbst mit Vertrauensleuten besetzt. Die Regierungsbildung war dadurch erschwert, daß die drittstärkste Fraktion, die Berber-Partei MP, sich nicht wieder zur Regierungsbeteiligung bewegen ließ. Die nunmehrige Vierer-Koalition kann sich daher auf nur 143 der 325 Abgeordneten verlassen und wird für Regierungsvorlagen jeweils die Unterstützung kleinerer konservativer Parteien brauchen. Auch die Integration der ländlichen Berber-Bevölkerung ist dadurch nicht gerade erleichtert. Einzige Alternative wäre gewesen, die islamistische PJD, die zweitstärkste Fraktion, an der Regierung zu beteiligen. Die Zahl der weiblichen Regierungsmitglieder steigt von drei auf sieben, was man dem Einfluß der Gattin des Königs, Prinzessin Lalla Salma, zuschreibt, die von Beruf Informatikerin war. *RGK*

Scheidung auf französisch

Frankreichs Staatspräsident trennt sich nach der Wahlkampfhilfe von seiner Frau

Von Jean-Paul Picaper

Als wäre nichts geschehen: „Business as usual.“ Diese Haltung hat sich Nicolas Sarkozy zugelegt. In Lissabon, einen Tag nachdem ein offizielles Kommuniqué die Scheidung des ersten Ehepaares der Nation bestätigt hatte, trug der französische Staatspräsident sogar noch seinen Ehering an der linken Hand. Mitarbeiter versichern, daß an seiner Dynamik und an seinem Tatendrang sich nichts ändern wurde, nachdem die Scheidung von Ehefrau Cécilia vollzogen ist. „Das wird keinen Einfluß auf sein politisches Handeln haben“, beteuerte Regierungssprecher Nicolas Wauquier. Die Franzosen verfolgen zwar diese „Dallas“-Serie auf höchster Ebene, regen sich aber kaum darüber auf. Nach einer Umfrage des Tageszeitung „Le Parisien“ sind 79 Prozent von ihnen der Meinung, daß die Scheidung des Staatsoberhauptes „kaum oder gar nicht wichtig“ sei. Ebenso gelassen hatten sie die Trennung des Sozialisten François Hollande von seiner Lebensgefährtin Ségolène Royal, Sarkozys Gegenkandidatin bei der Bewerbung um das höchste Staatsamt, aufgenommen, aber es ist das erste Mal in der französischen Geschichte, daß ein amtierender Präsident sich scheiden läßt.

Trotzdem verfolgen die Medien aufmerksam alle Bewegungen, Regungen und Emotionen des Präsidenten. Er hat in Lissabon am 18. Oktober am Zustandekommen des europäischen Vertrages, der zum großen Teil sein Werk war, entscheidend mitgewirkt. Auf der Abschlußpressekonferenz allerdings war er als einziger Staatschef nicht dabei. Er saß beim Endspiel der Rugby-WM in Paris am 20. Oktober zwar auf der Tribüne und überreichte den Südafrikanern lächelnd den Pokal. Dennoch schien er sich während des Spiels zu langweilen und sagte anschließend einem Journalisten von TF1, daß er jetzt eine Weile keinen Sportveranstaltungen beiwohnen werde, denn er „müsse arbeiten“. Das Bubenstück der linken Staatssekretärin Fadela Amara, die das neue Zuwanderungsgesetz der Regierung, der sie angehört, in der Öffentlichkeit als „zum Kotzen“ bezeichnete, hat er auch gelassen genommen.

> Sie besteht auf einer schnellen Trennung

Aller nach außen getragenen Gelassenheit zum Trotz wurde „Sarko der Erste“ in den letzten Tagen dennoch in kleinen Kreisen mehrmals ungeduldig, was seine Mitarbeiter darauf zurückführen, daß seine Reformen, die 73 Prozent der Franzosen erwarten und bejahen, nicht schnell genug zustande kommen. Der Präsident schläft wohl nicht mehr so gut. Seit geraumer Zeit schläft er allein, arbeitet er allein. Cécilia war seit Ende Juli, seitdem sie die bulgarischen Krankenschwestern aus Libyen abgeholt hatte, nicht mehr in ihrem Büro im Elysée-Palast. Man sah sie, so schlank und schick, wie sie ist, nur noch beim Shopping in Paris, in London und in der Schweiz.

> »First Lady zu sein ödet mich an«

Spannungen zwischen ihr und ihrem Mann gab es aber schon seit den Wahlen im April / Mai. Ihr Name hatte nicht auf der Wahlteilnehmerliste des Wahllokals 94 in Neuilly gestanden. Schon beim zweiten Wahlgang am 6. Mai wollte sie nicht mehr für Nicolas stimmen, und so enthielt sie sich, was als schwerer Verstoß gegen ihre Bürgerpflicht gewertet wurde, zumal sie die Gattin des Präsidenten war. Bei der Verkündung seines Sieges am Abend im Wahlkampfhauptquartier tauchte sie bei seiner ersten Rede auch nicht auf. Erst Freunde mußten sie anflehen zu erscheinen, damit sie auf dem Pariser Concorde-Platz neben ihm auf der Tribüne beim Singen der Marseillaise stand. Sie sah verstört und weggetreten aus. Eine Freundin beider, die Ministerin Alliot-Marie, führte ihre Hände zusammen.

Es kursieren die wildesten Gerüchte über die Trennung, und zwar, daß Cécilia ihren Mann zur Rede gestellt habe und daß er habe gestehen müssen, daß er ein uneheliches Kind habe. Im August im Urlaub in Amerika hat sie sich sogar geweigert, mit ihm eine Grilleinladung bei George Bush anzunehmen. Sie habe eine Angina, so die offizielle Erklärung. Aber einen Tag später lief sie munter draußen herum.

20 Jahre lang hatte sie Nicolas Sarkozy auf seiner Laufbahn begleitet. Sie hatte Einfluß auf die Rekrutierung oder auf den Ausschluß seiner engsten Mitarbeiter. Manchen seiner treuesten Kampfgenossen wie Brice Hortefeux konnte sie sichtlich nicht leiden. Sie hat darauf bestanden, daß er ihre Freundin Rachida Dati als Ministerin aufnimmt.

Doch dann der erste Bruch: Cécilia war 2005 bis 2006 achtmal in New York, wo sie offenbar eine neue Liebe gefunden hatte. Doch um ihren Noch-Mann bei der Wahl zu unterstützen, kam sie wieder nach Paris zurück – vorerst.

„First Lady zu sein, das ödet mich an“, gestand Cécilia dieser Tage der Zeitung „L'est Républicain“. Dieses „Jobs“ hat sie sich nun genauso entledigt wie ihres Gatten.

Ohne Reiz

Slowenien wählte neuen Präsidenten

Den Seinen gibt's Brüssel im Schlaf: Slowenien ist der „Musterknabe“ unter den neuen EU-Staaten, der Anfang 2007 mit der Aufnahme in die Eurozone geadelt wurde. Darum wirkte es auch verwunderlich, daß Slowenien Anfang Oktober ein paar harsche Ordnungsrufe aus Brüssel erreichten – wegen beruflicher Diskriminierung von Ausländern und stark erhöhten Schadstoffgehalten in der Luft. Einige dieser Mahnungen trafen zum wiederholten Male ein, was die Slowenen nicht kümmerte.

Auch heimische Dinge interessieren sie nicht besonders, so die Direktwahl des dritten Staatspräsidenten seit der Unabhängigkeit 1991. Der derzeitige Amtsinhaber Janez Drnovsek ist schwer krank und wurde erst am Wahltag, dem 21. Oktober, nach monatelanger Abwesenheit wieder gesehen – an der Wahlurne. Das Amt des slowenischen Präsidenten hat noch weniger politisches Gewicht als das des deutschen Bundespräsidenten. Dennoch hatten sich sieben Bewerber gefunden, von denen der Europaabgeordnete (und frühere Ministerpräsident) Lojze Peterle die größten Chancen besaß. Als ernstzunehmende Konkurrenten traten der ehemalige Nationalbank-Präsident Mitja Gaspari und der ehemalige Diplomat Danilo Türk an, dazu noch der unvermeidliche Zmago Jelincic, Chef der rechtsextremen Slowenischen Nationalpartei. Unter den Chancenlosen war die 1971 geborene Soziologin Elena Pecaric eine bemerkenswerte Persönlichkeit: Schwerstbehindert ist sie an einen Rollstuhl gefesselt und hat ihre Kandidatur im Grunde als Versuch aufgefaßt, auf Behinderte in Slowenien aufmerksam zu machen.

Abgezählte 1 696 473 Wahlberechtigte waren letzten Sonntag zur Urne gerufen – um 16 Uhr lag die Beteiligung bei 42 Prozent und viel höher stieg sie nicht. Eine erste Überraschung nach langweiligem Wahlkampf und müder Wahl war das Endergebnis nach 19 Uhr: Peterle 27,44 Prozent, Gaspari 25,63 Prozent und Türk 24,25 Prozent. Da keiner die absolute Mehrheit erreichte – auch nicht der von den Demoskopen hoch „gehandelte“ Peterle –, werden die beiden Erstplatzierten am 11. November zur Stichwahl antreten. Die eigentlichen „Sieger“ sind Elena Pecaric, die mit 0,9 Prozent einen Achtungserfolg erreichte, und Jelencic, der seine 18,4 Prozent bereits auf die Parlamentswahlen 2008 hochrechnete. Vermutlich wird dieser rechte Nationalist noch mehr bekommen: Slowenien hat sich im jetzigen Wahlkampf als ein Ländchen entpuppt, in dem Inflation und Fremdenfeindlichkeit bedrohlich das Haupt heben – was auch Jelencics Tiraden gegen die EU erklärt, die er am Wahlabend ausstieß. *Wolf Oschlies*

»Moment mal!«



Verbotene Trauer, verdrängte Erinnerung

Von Klaus Rainer Röhl



Suchkind 312: Christine Neubauer spielt eine Mutter, die ihre bei der Flucht aus Ostpreußen verlorene Tochter findet. Foto: ARD / Degeto

Den Film haben wir wahrscheinlich alle gesehen: „Suchkind 312“. Eine ganz normale Ehefrau aus den 50er Jahren, verheiratet, ein Kind, die mit ihrem Mann zusammen ein Häuschen und eine bürgerliche Existenz aufgebaut und die furchtbaren Erlebnisse am Ende des Krieges fast vergessen hat, erkennt plötzlich beim Blättern in einer Rundfunk-Zeitschrift das Bild ihres eigenen Kindes, das sie am Ende des Krieges auf der Flucht vor den Russen verloren hat. Es ist das Bild eines Waisenkindes, das seine Mutter sucht, eben ein Suchkind. Es war ihre uneheliche Tochter mit einem Fliegerleutnant, der als gefallen gemeldet worden war. Solche Geschichten hat es tatsächlich gegeben und auch die Rundfunkzeitung, die, in ganz Deutschland mit Ausnahme der Ostzone verbreitet, jede Woche solche Suchbilder veröffentlichte. Es war die „Hör zu“, und der erste Chefredakteur dieser Zeitschrift, Eduard Rhein, hatte damals einen Roman über dieses besondere Schicksal geschrieben, mit dem Titel „Suchkind 312“. Der Fernsehfilm, 60 Jahre danach gedreht, ist auch ein bißchen rührselig geworden. Als habe ihn Eduard Rhein in jener Zeit selbst gedreht oder einer der Regisseure der damals so beliebten, in jeder Hinsicht schwarzweißen Heimkehrerfilme wie der „Der Arzt von Stalingrad“ oder „Soweit die Füße tragen“.

Die Suchkinder waren Kinder, die während der Flucht vor den Russen ihre Mutter verloren hatten, allein herumirrten und, irgendwann aufgegriffen, teilweise nicht einmal ihren Vornamen sagen konnten. Solche Schicksale waren keine Einzelfälle, sie kamen massenweise vor, weil die Mütter von Russen (oder Polen) millionenfach vergewaltigt, verschleppt und auch getötet wurden oder sich selber das Leben nahmen.

Von ihnen zu reden oder gar zu schreiben oder Filme über sie zu drehen war 60 Jahre lang quasi verboten. Es war verpönt war, von deutschen Kriegsopfern und -toten zu reden. Erst 55 und mehr Jahre nach Kriegsende ließen Fernsehdokumentationen von Guido Knopp und anderen Filmemachern, zuletzt auch der aufwendig gedrehte Zweiteiler „Die Flucht“, etwas von der Wirklichkeit – und dem Umfang alliierter Kriegsverbrechen gegen Deutsche ahnen. Nie, ohne vor, während und nach dem Film ein ausführliches, kollektives Schuldbekenntnis zu deutschen Verbrechen draufzupappen, hineinzuschneiden. Geschenkt. Die Vertriebenen waren schon froh, daß ihr Schicksal nach so langer Zeit überhaupt thematisiert wurde.

Die Suchkinder zählten nach Hunderttausenden. Millionen Verschollener suchten nach dem Krieg, ab Oktober 1945 ihre Angehörigen über den Suchdienst des Deutschen Roten Kreuzes, bei dem 17 Millionen Suchanfragen aufliefen. Bis heute sind 1,3 Millionen Verschollenen-Schicksale noch ungeklärt. Ruth Geede sucht in dieser Zeitung Woche für Woche noch nach Vermißten – und findet immer wieder Verschollene und Hinweise auf Vertriebenen-Schicksale.

Warum werden die Erlebnisse der Millionen Deutschen im Osten, die über zwei Millionen Toten und die Millionen vergewaltigter Mädchen und Frauen vor und nach dem Kriegsende jetzt erst, und noch immer zögerlich, thematisiert? Das Thema Untergang der „Wilhelm Gustloff“ – jetzt für das ZDF verfilmt – war 55 Jahre kaum Thema in Deutschland, trotz der verdienstvollen Dokumentationen von Heinz Schön. Erst durch Günter Grass' Novelle „Im Krebsgang“ (Mai 2002) und, sicher in geringerem Umfang, auch durch das Buch des Verfassers „Verbotene Trauer“ (ebenfalls Mai 2002) wurde eine der großen Tragödien des letzten Kriegsjahres einer breiten Öffentlichkeit überhaupt bekannt.

Langsam sterben die Zeugen aus. Nicht nur bei der „Wilhelm Gustloff“, wo es von zirka 10 000 Passagieren nur 1200 Überlebende gab. Auch bei den Suchkindern, den vergewaltigten Frauen und den anderen Opfern der Massenverbrechen der Roten Armee, der polnischen und der tschechischen Milizen. Die Gegner der Vertriebenen hofften auf das Vergessen. Schon die erste SPD-Koalition setzte in bezug auf die Vertriebenen auf die „biologische Lösung“. Erst recht die rot-grüne Regierung. Doch die überlebenden Vertriebenen erwiesen sich als überraschend gesund und zählebig. Sie haben sogar die Geduld, 62 Jahre nach Kriegsende immer noch auf die ihnen immer wieder versprochene Gedenkstätte, das „Zentrum gegen Vertreibungen“, zu warten.

Was fehlt, ist die Weitergabe der Erinnerung, wie sie bei anderen Völkern selbstverständlich ist. Die Palästinenser werden nicht müde, das von Israel im Verlauf von drei Kriegen besetzte Territorium als ihre Heimat zu reklamieren, schon in der dritten Generation. Der zweiten und dritten Generation der Armenier, die seit den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts den Massenmord an ihrem Volk durch die Türken anklagen, ist es gelungen, die Erinnerung an die Ermordung von rund einer Million ihrer Landsleute lebendig zu erhalten und die Leugnung dieses Genozids in Frankreich sogar unter Strafe stellen zu lassen. Etwas Vergleichbares fehlt der Generation unserer Kinder und Enkelkinder.

Der Autor war im Sommer mit einem Bus voller Ostpreußen unterwegs in dem russisch besetzten Teil Ostpreußens, den „Oblast Kaliningrad“. Die meisten Mitreisenden, die in das Samland einreisten, waren bei Kriegsende Kinder. Sie alle waren auf der Suche nach ihren Wurzeln und ihren Heimatorten. Meistens fanden wir nur Trümmer ihrer Geburtshäuser oder ein paar Backstein-Portale einer früheren Kirche, gelegentlich nur Mauern oder Steine. Unter unseren Reisenden waren auch zwei der sogenannten „Wolfskinder“, von denen es in ganz Deutschland und in Litauen nur noch wenige Hundert gibt: Kinder, deren Mütter in ihrer Gegenwart erschlagen oder verschleppt wurden und die sich in den Wäldern versteckt hielten, überlebten und später eine Pflegefamilie fanden, meist in Litauen. Irgendwie gelang es den meisten, in die damalige DDR und schließlich in die Bundesrepublik zu gelangen, wo sie einen neuen Wohnort fanden. Ihre Berichte, zögernd den Mitreisenden mitgeteilt, waren erschütternd genug.

Forschung und Wissenschaft machten über Jahrzehnte einen Bogen um die Geschichte der Vertreibung, und die Greuel verschwanden aus Schulbüchern und Lehrplänen, in denen seit dem Siegeszug der 68er dafür verstärkt die Verbrechen des NS-Regimes und sogar der deutschen Wehrmacht thematisiert wurden. Die Familien waren die einzige Stelle, in der über die Vertreibungsverbrechen überhaupt noch gesprochen wurde. Manchmal. Wenn die Mütter, durch Verdrängung oder aus falscher Scham, über die Vergewaltigungen schwiegen wie die Mutter von Günter Grass, wurden die Großmütter gar nicht erst gefragt. Die Enkelkinder wissen heute kaum noch, was Nemmersdorf in Ostpreußen oder Brünn im Sudetenland bedeuten.

Auf unserer Busreise durch das Samland legte der Reiseleiter in Abweichung vom Programm einen Stop in Nemmersdorf ein, da wir ohnehin Dörfer besuchten, die wenige Kilometer davon entfernt waren. Fast niemand aus unserer Reisegruppe kannte die Geschichte von Nemmersdorf. Sie kommt in den Schulbüchern nicht vor:

In Nemmersdorf drangen am 23. Oktober 1944 die Russen in deutsches Staatsgebiet ein. Es war eine Art Erkundigungsvorstoß. Der Einbruch der russischen Panzerverbände der 11. Garde-Armee unter Generaloberst Galitzki wurde durch einen deutschen Gegenangriff abgeriegelt, Nemmersdorf und viele andere Ortschaften im Kreis Gumbinnen wurden zurückerobert. Die Sowjets stellten den Vorstoß vorläufig ein, ihr Großangriff begann erst am 12. Januar. Während der kurzen sowjetischen Besetzung wurde die gesamte Zivilbevölkerung von Nemmersdorf und anderen Ortschaften umgebracht, teils auf barbarische Weise.

Nach neuesten Untersuchungen, die im November 2001 in der Fernsehsendung „Die große Flucht“ vorgetragen wurden, waren die Bilder von den vergewaltigten und anschließend verstümmelten und an einem Scheunentor gekreuzigten Frauen von deutschen Stellen manipuliert, ein Augenzeuge berichtete aber von fünf Mädchen und Frauen, deren Leichen er an die Wand einer Scheune in Nemmersdorf genagelt gesehen habe. Mag sein, daß die Leichenfunde nachträglich noch für die neutrale Presse, die schwedischen und Schweizer Fotografen, die Goebbels einlud, arrangiert worden sind. Die Wirklichkeit war schlimm genug. Alle Einwohner des Dorfes – bis auf eine Zeugin, die durch Zufall schwerverwundet überlebt hatte – waren erbarmungslos umgebracht worden, Greise, Frauen und Kinder bis zum gerade geborenen Baby.

Nemmersdorf steht in keinem Schulbuch. Sollen wir alles vergessen? Oder relativieren mit dem Hinweis auf Hitlers Krieg?

Klaus Rainer Röhl veröffentlichte 2002 das Buch „Verbotene Trauer“, 245 Seiten, 19,80 Euro.

Eine Freundschaft ungleicher Geister

Gut 30 Jahre lang war Joseph von Eichendorff Mitstreiter an der Seite Theodor von Schöns

Von WALTER T. RIX

Aus der schicksalhaften Begegnung des katholischen Romantikers Joseph von Eichendorff und des aufgeklärten Kantianers Theodor von Schön erwuchs bei aller Gegensätzlichkeit eine langjährige und fruchtbare Freundschaft. Beide erkannten, daß bei gegenseitiger Wertschätzung gerade in den unterschiedlichen Ansichten die Möglichkeit der geistigen Bereicherung und Horizonterweiterung lag. Nachdem Eichendorff im November 1819 eine unbezahlte Assessorenstelle in Breslau angetreten hatte, wurde der damalige preußische Minister für Kirchen-, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten, Karl Freiherr von Stein zum Altenstein, auf ihn aufmerksam und betraute ihn im Dezember 1820 mit den Geschäften eines katholischen Konsistorial- und Schulrats in Danzig. Der schlesische Dichter gelangte auf diese Weise in eine Provinz, die, nach den Worten des Ministers Altenstein, „des Lichts der Erkenntnis und der Erwärmung für alles Gute teilweise noch sehr bedürftig ist“. Unmittelbarer Dienstvorgesetzter wurde für ihn damit der damalige Oberpräsident von Westpreußen, Theodor von Schön, ab 1824 auch Oberpräsident von West- und Ostpreußen. Hieraus ergab sich eine Beziehung, die sich zu einer immer inniger werdenden Geistesfreundschaft wandelte. Schöns Bezeichnung „Herzensfreund“ ist Ausdruck dieser Wertschätzung. Gerne hätte er den schlesischen Dichter als seinen Biographen gesehen.

Praktisch 30 Jahre lang war Eichendorff an der Seite Schöns nicht nur Freund, sondern auch aktiver Mitstreiter und, wie es insbesondere in Berlin empfunden wurde, Parteigänger. Ausgedehnte dienstliche Inspektionsfahrten brachten sie eng zusammen. Schön weist dem schlesischen Dichter kein festes Dezernat zu, sondern ernennt ihn zu seinem „ständigen Korreferenten“, was zu einem fortlaufenden gemeinsamen Reiseleben zwischen Danzig und Marienwerder führt. 1824 veranlaßte Schön, daß der Dichter nach Königsberg übersiedelt. Da sich Eichendorff hier „an der Schneegrenze“ und in „sibirischer Verbannung“, wie er sich auszudrücken pflegte, völlig isoliert fühlte, schloß er sich Schön um so enger an und wurde häufiger Gast in dessen Herrenhaus Preußisch-Arnau.

Zunächst sorgte Schön für eine Verbesserung der finanziellen Situation. So schrieb er an Minister Altenstein: „Seine häusliche Lage ist sehr beschränkt; ich kann pflichtgemäß versichern, daß er bei seinen Verhältnissen als Familienvater mit den ihm bewilligten Diäten von 2 Reichstalern an diesem so überaus theuren Orte nicht auszukommen vermag und daß er sich deshalb in dringender Verlegenheit findet.“ Mit der Ernennung zum Regierungsrat im September 1821 wurde Eichendorffs Jahresgehalt dann auf 1200 Taler festgesetzt. Der frisch Ernannte bedankt sich bei Schön mit den Worten: „... unschätzbar ist mir das Glück, unter Eurer Exzellenz Befehlen und das Ganze klar erfassender und begeisterter Leitung an das Werk gehen zu können.“ Schön seinerseits äußert gegenüber Minister Altenstein seine Befriedigung, in Eichendorff „einen so unterrichteten, klarsehenden und wie ich fast schon fest glaube, guten Mann zum Gehülfen“ zu erhalten.

Schöns Regierungszeit und Eichendorffs Dienstzeit fallen nicht nur in eigenartiger Weise zusammen, sondern sie verbinden sich auch durch einen gleichsinnigen Geist, der in vielfachem Widerspruch zur Berliner Politik steht. Schön quittiert nach langwierigen Auseinandersetzungen 1842 seinen Dienst und zieht sich auf sein Gut Preußisch-Arnau zurück. Eichendorff scheidet zwei Jahre später aus dem Staatsdienst aus, als ihm deutlich wird, daß der preußische Reformgeist endgültig den starren Restaurationsbestrebungen unterliegt. Die Freundschaft der beiden fällt damit in eine äußerst bewegte Zeit, fernab von jeglichem Aktenstaub. Sie ist geprägt von der Auseinandersetzung mit dem von Napoleon entfachten Geist, dem Neubau des preußischen Staates und der Verfassungsfrage, dem Konfessionsstreit und dem Verhältnis zu Rußland.

So wie die deutsche Romantik wesentlich mehr ist als Waldesrauschen und Posthornklang, so ist Eichendorff alles andere als ein verknöcherter Beamter, der sich hinter seinen Aktenbergen verschanzt. Vielmehr erweist er sich als politisch außerordentlich wacher Geist, der unbeirrt seine Meinung vertritt. Er verkörpert damit den Typus des Beamten nach dem Herzen Schöns, der gebildet und im Urteil eigenständig, das geistige Fundament des neuen Preußen darstellen sollte. Daß beide damit laufend aneckten, ist offensichtlich und kommt insbesondere in Schöns Kampf sowohl gegen den preußischen Adel und den Anspruch des Militärs als auch gegen die Erstarrung der Verwaltung zum Ausdruck. Als Eichendorff seine Satire „Krieg den Philistern“ (1824) schreibt, inspiriert durch Clemens von Brentanos „Philistersatire“, kam auf 49 Bürger ein Beamter. Die Satire zielt in wenig schmeichelhafter Weise auf die kleingeistige Mentalität der damaligen Staatsdiener. Schön liest sie voller Begeisterung und schreibt 1824 an seine Frau: „Grüße Eichendorff und sage ihm, sein Philisterkrieg gefalle hier wohl, aber die rechte Wärme dafür wäre nicht da. Das mag die Philisterei hier selbst machen. Diese ist in kleinen Städten immer mächtig.“

Auf eine harte Probe wurde die Freundschaft durch den Fürstbischof von Ermland, Joseph Wilhelm Prinz von Hohenzollern-Hechingen, gestellt. Mit seinen Vorstellungen von der Neuordnung des katholischen Lebens insbesondere in Westpreußen geriet er immer wieder mit Schön heftig aneinander.

Der Fürstbischof versucht beständig, Eichendorff auf seine Seite zu ziehen. Es entwickelt sich so etwas wie ein Kampf um dessen Seele, der sogar die Formen von persönlicher Eifersucht annimmt. Fast schmollend beklagt sich der Bischof, daß Eichendorff „oft leider abwesend [ist], da er der beständige Reisegefährte des Herrn von Schön ist“.

Obgleich Eichendorff als Katholik die Kantianische Vernunftvergötterung bei Schön manchmal unheimlich findet, ist seine Treue zum protestantischen Aufklärer jedoch unverbrüchlich.

In der Wiederherstellung der Marienburg 1817 bis 1842 verbinden sich romantischer und liberaler Geist. Ihre von Schön betriebene Restauration, nachdem Max von Schenkendorff den Boden bereits geistig vorbereitet hatte, ist gleichermaßen Ausdruck des romantischen Volksbegriffes wie auch die Verkörperung des Königsberger Liberalismus entlehnten Begriffes der Nation. Sie vollzieht sich parallel zu der nach den Freiheitskriegen entstehenden Denkmalsbewegung und der Volksliedbewegung, vertreten durch Achim von Arnim und Clemens von Brentano, und ist ein östliches Gegenstück zu dem im Entstehen begriffenen Kölner Dom. Schön, der nach seinem Abgang am 3. Juni 1842 durch König Friedrich Wilhelm IV. mit dem Titel ‚Burggraf von Marienburg‘ ausgezeichnet wird, wertet die Wiedergeburt der Marienburg als Symbol eines zwar aus der Tradition erwachsenen, so doch völlig neuen Preußens. Als der preußische Kronprinz, der spätere Friedrich Wilhelm IV., die Marienburg besucht, wird ihm das Gedicht „Der Liedsprecher“ vorgetragen, ein von Eichendorff auf Wunsch von Schön verfaßtes panegyrisches Werk. 1843 legt Eichendorff seine umfangreiche Schrift „Die Wiederherstellung des Schlosses der deutschen Ordensritter zu Marienburg“ vor, eine Hommage an den Wiedererbauer Schön, in der er darauf hinweist, daß dieser die Marienburg „gleichsam neu gegründet“ habe.

1830 erscheint Eichendorffs Historiendrama „Der letzte Held von Marienburg“, welches das Schicksal des letzten Hochmeisters Heinrich von Plauen thematisiert. Hier berühren sich der Dichter und Schön sogar gedanklich in der Dichtung: Das Stück ist kein Heldengesang und es versteht die historische Aufgabe des Ordens im Sinne des christlichen Kreuzes.

Aber unter dem Einfluß von Schön geht die Schlußvision Plauens über die christliche Heilsgeschichte hinaus, indem sich das christliche Kreuz mit dem politischen Eisernen Kreuz verbindet, ein in der Zeit Metternichs gewagter Schluß:

Die Helden all'
aus ihren Gräbern geh'n;
Die richten schweigend
auf den stillen Höh'n
Ein wunderbares Kreuz empor
von Eisen
In der gewitterschwarzen
Einsamkeit. –
Da geht ein Schauer
durch das Volk der Preußen
Und noch einmal gedenkt's
der großen Zeit.

Die Spuren Schöns im Werk des schlesischen Dichters sind vielfältig. 1825 erscheint in der Berliner Zeitschrift „Der Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz“ Eichendorffs „Trinklied“. In ihm finden sich nach Ansicht der Zeitgenossen Schön und der spätere preußische Finanzminister Eduard Heinrich von Flottwell wieder. Schön verleiht dem Lied den neuen Titel „In der Höh. Tafellied“ und ruht nicht eher, bis es nach der Vorstudie „Der neue Troubadour“ 1826 als Anhang zu der zwischen 1821 und 1825 in Danzig und Königsberg fertiggestellten Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts“ erscheint.

Die Freundschaft dieser beiden unterschiedlichen Geister ist für uns auch ein Vermächtnis, lehrt ihr Beispiel doch, daß trotz aller konträrer Positionen, und daran mangelt es in unserem politischen Gemeinwesen nicht, wechselseitiges Verständnis und gegenseitige Anerkennung zu geistigem Reichtum und neuen Horizonten führen können. Materieller Ausdruck dieser Freundschaft ist das Herrenhaus Preußisch-Arnau, dem Eichendorff als häufiger Gast eng verbunden war.

Noch steht dieses Herrenhaus und wie durch ein Wunder ist das Gastzimmer in seiner ursprünglichen Form erhalten. Seit 1992 bemüht sich das „Kuratorium Arnau e.V.“ erfolgreich um den Wiederaufbau der Arnauer Katharinenkirche. Es würde gerne auch das Vermächtnis von Schön und Eichendorff sichern, aber dazu bedarf es weiterer Hilfe.



Herrenhaus Preußisch-Arnau bei Königsberg: Dort war Eichendorff oft Gast Theodor von Schöns. Im Rahmen eines Symposiums über den mittelalterlichen Heilsspiegel am Beispiel der St.-Katharinen-Kirche in Arnau, das an diesem Wochenende in Königsberg stattfindet, führt Walter T. Rix Historiker und Kunstgeschichtler durch das Herrenhaus und erläutert die Beziehung des schlesischen Dichters zu Arnau und zu Theodor von Schön. Foto: privat

Joseph von Eichendorff wurde am 10. März 1788 als zweiter Sohn der Familie in Lubowitz bei Ratibor in Oberschlesien geboren. Das 1858 im Tudorstil umgebaute Schloß war ein repräsentativer Landsitz mit einem herrlichen Blick über das Hügelland an der Oder mit seinen weiten Feldern und endlosen Wäldern. Obwohl es der Familie finanziell nicht übermäßig gut ging, wurden Joseph und sein älterer Bruder Wilhelm nach Breslau auf das Königlich Katholische Gymnasium geschickt, wo sie eine gute Ausbildung erhielten. Theater- und Opernbesuche, aber auch lange Wanderungen gaben den jungen Männern weiterführende Eindrücke. Erste Gedichte entstanden in dieser Zeit.

Nach einem Studienjahr in Breslau schreiben sich die Brüder in der Universität Halle ein, um Jura zu studieren. Wanderungen und Reisen bis hoch zur Ostsee und in den Harz bereichern das Studentenleben, das jedoch abrupt endet, als Napoleon Halle besetzt und die Universität schließen läßt. Joseph und Wilhelm gehen nach Heidelberg, wo der junge Dichter neben Jura auch klassische Sprachen studiert. Erste Gedichte werden veröffentlicht, allerdings noch unter seinem Pseudonym Florens.

1810 legen die Brüder in Wien ihre juristischen Examina ab. Wilhelm entscheidet sich schließlich für den österreichischen Staatsdienst, während Joseph nach Preußen zurückkehrt.

Das aufregende Leben des Schlesiers, der sich zu einem der bekanntesten deutschen Dichter entwickeln sollte, kann man bis ins Detail nachverfolgen bei der Lektüre der Biographie von Günther Schiwy, die jetzt in zweiter Auflage als Sonderausgabe erschienen ist (C.H. Beck Verlag, München 2007, 734 Seiten mit 54 Abb., bedruckter Pappband, 19,90 Euro). Zugleich ist das Buch ein „großartiges Panoramabild der Epoche Eichendorffs“ (Klaus Harpprecht). *o-n*

Neuerscheinungen und eine Ausstellung zum 150. Todestag des Dichters

Am 26. November jährt sich der Todestag des wohl bedeutendsten Dichters der deutschen Romantik zum 150. Mal. Seine Gedichte, die von berühmten Komponisten wie Robert Schumann, Franz Liszt oder Felix Mendelssohn-Bartholdy vertont wurden, sind noch heute bekannt und beliebt. Man denke nur an „Wem Gott will rechte Gunst erweisen“ aus dem „Taugenichts“ oder die Verse „Mondnacht“ mit der Zeile „Es war, als hätt' der Himmel die Erde still geküßt“. Was Caspar David Friedrich für die Malerei war, das war Eichendorff für die Poesie. Der Magier des Wortes, der mit einem Zauberwort die Welt zum Singen bringt, hat bis heute nicht an Kraft verloren.

Ausgewählte Lyrik Eichendorffs hat Joseph Kiermeier-Debre für den Deutschen Taschenbuch Verlag zusammengestellt und in dem Band **„Schläft ein Lied in allen Dingen“** (272 Seiten, brosch., 7,50 Euro) veröffentlicht. Ein Buch zum Auffrischen des einst Gelernten und zur Entdeckung bisher nicht so bekannter Verse Eichendorffs.

Vom wechselvollen Leben des Dichters, seinen Freundschaften und Liebesbeziehungen erzählt Veronika Beci lebendig und einfühlsam in ihrer **Eichendorff-Biographie** (Artemis & Winkler im Patmos Verlag, Düsseldorf 2007, 280 Seiten, zahlr. Abb., geb. mit Schutzumschlag, 24,90 Euro).

Mit einer Ausstellung und einem vielseitigen Begleitprogramm gedenkt das Haus Schlesien, Dollendorfer Straße 412, 53639 Königswinter-Heisterbacherrott, des Dichters. Textproben werden ergänzt durch historische und aktuelle Illustrationen sowie Hörbeispiele. Dienstags bis sonnabends von 10 bis 12 Uhr und von 13 bis 17 Uhr, am Wochenende von 10 bis 18 Uhr, bis 2. Dezember. *os*

Aparte Gehölze auf dem Balkon auch im Winter

Von SUSANNE HOLZ

Balkone versprühen im Winter oft den Charme von Betonwüsten. Bestenfalls halten Herbstgewächse oder die traurigen Reste der Sommerbepflanzung im eisigen Wind tapfer die Stellung. Mit wenigen, aber ausgewählten Pflanzen und pfiffiger Dekoration kommt allerdings auch in der kalten Jahreszeit auf dem Balkon eine fröhliche Stimmung auf. „Als Basis für die Balkonbepflanzung im Winter eignet sich Eibe sehr gut“, sagt Tanja Ratsch, Autorin des Buches „Balkon- und Terrassen-Träume“. Das Nadelholz bilde eine weiche Silhouette und wirke damit sehr gefällig. Kombiniert mit Schneeheide, einem immergrünen Zwergstrauch, der zwischen Dezember und April rosa, weiße oder violette Blütenglöckchen bildet, sei schon viel gewonnen.

„Ein schöner Begleiter für Eibe und Schneeheide ist die Scheinbeere“, sagt Ratsch. Der immergrüne Zwergstrauch hat im Juni und Juli kleine weiße bis rosafarbene Blüten, den ganzen Winter über rote oder weiße Früchte. Von ähnlicher Gestalt, nur mit hellerem Laub, ist die Skimmie. Der stets grüne Zwergstrauch kommt ursprünglich aus Ostasien und eignet sich als Jungpflanze für den Balkonkasten.

Seinem Namen alle Ehre machend, ist auch der Winterjasmin ab Januar bis in den April hinein eine wahre Zierde. Zwischen Winter und Frühling hat die Zaubernuß ihren großen Auftritt. Dann entrollen sich an dem schönen Zierstrauch lange, schmale Blütenblätter und bilden ein Farbenmeer in Gelb, Kupfer oder Dunkelrot. Dieser Winterblüher wird im Garten gepflanzt bis zu fünf Meter hoch, im Topf bleibt er deutlich kleiner und wächst bis zu zwei Meter in die Höhe. Einige Sorten beginnen bereits im Spätherbst zu blühen, andere erst im Januar in Eis und Schnee. Damit die aparten Gehölze am besten zur Geltung kommen, sollte man ihnen auf dem Balkon einen prominenten Platz zuweisen.

Doch Achtung: Das Gießen auch im Winter nicht vergessen!

Futter für die Monster

Das Fest »Halloween« hat einen ernsten Hintergrund

Von SILKE OSMAN

Nun reicht's aber“, brummelte die Frau und sah entnervt auf die Uhr. Schon wieder klingelte es Sturm an ihrer Haustür und dabei war es bereits neun Uhr und stockfinster. „Die sollten mal nach Hause gehen“, brummelte sie, „morgen ist doch wieder Schule und dann heißt es früh aufstehen. Überhaupt, wie kann man kleine Kinder um diese Zeit noch auf die Straße lassen?“

Sie ging zur Tür, um sie zu öffnen. In der Hand hielt sie eine Tüte mit Bonbons, Keksen und ein paar Äpfeln. Das mußte reichen. Sie hatte eigens für diesen Tag ihre Vorräte aufgestockt. Futter für die Monster, sozusagen, die draußen auf sie warteten. Mit einem mittlerweile gequälten Lächeln öffnete sie die Tür, hörte den Spruch „Süßes, sonst gibt's Saures“ und gab den finster maskierten Kindern die Tüte, eben das Süße, denn Saures wollte sie auf gar keinen Fall. Das war im vergangenen Jahr zwar noch glimpflich für sie, aber dennoch unangenehm ausgegangen. Da hatten Jugendliche, denen sie nicht die Tür geöffnet hatte, ihren Vorgarten mit Rasierschaum „verschönert“. Andere im Dorf waren nicht so gut davongekommen, dort hatten jugendliche „Geister“ randaliert und allerlei Schaden angerichtet. Nein, „Halloween“ war nichts für sie. Abgesehen von den ausgehöhlten Kürbissen, in die schaurige Fratzen geschnitzt und die von einer Kerze beleuchtet wurden. Das Kürbisfleisch konnte man ja auch hervorragend für eine Kürbissuppe oder andere Köstlichkeiten wie gebratenen Kürbis verwenden. Diese leuchtend orangefarbenen Früchte, die es in den unterschiedlichsten Größen und Arten gab, waren eine reine Augenweide. Unvergeßlich der Anblick auf einer Wiese im Hochschwarzwald, auf der ein Bauer die ganze Pracht seiner Ernte zum Verkauf angeboten hatte. Unglaublich: Etwa 290 Sorten Kürbisse baute er an, darunter auch eigens ausgezeichnete Kürbisse für Halloween. Doch sei es eine „neumodsche“ Idee, am 31. Oktober dieses „fremde“ Fest zu begehen, fand sie. Die vorchristlichen Kelten hatten einst die Seelen der im vergangenen Jahr Verstorbenen verabschiedet und böse Geister mit Krach, Feuer und Hexenmasken vertreiben wollen. Aus Irland hatten diesen Brauch Einwanderer vor etwa 150 Jahren nach Amerika gebracht. Von dort war er dann nach Europa zurückgekehrt. Als Hexen, Zauberer, Vampire und Gespenster verkleidet treiben nun nicht nur Kinder ihr „Unwesen“ an diesem Tag und feiern Partys. Viele wissen wohl nicht, daß Halloween eigentlich „All Hallows' Eve“ heißt und übersetzt „Vorabend von Allerheiligen“ bedeutet. Tod und Trauer gehören zum Leben dazu. Halloween macht in besonderer Weise darauf aufmerksam. Vielleicht ist es dann doch nicht so abwegig, dieses Fest? – Schon wieder klingelte es an ihrer Haustür ...



Köstliche Früchte, soweit das Auge reicht: Die reiche Kürbisernte eines Bauern im Schwarzwald interessiert allenfalls den Menschen. Dem Rindvieh ist mehr an dem grünen Gras gelegen. Foto: Osman

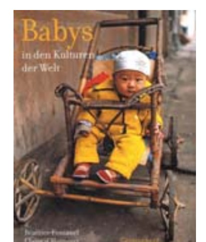
»Spielt ihr schon wieder? Arbeitet lieber!«

Als die Kita noch schlicht Kindergarten hieß, erinnerte sich so mancher des Mannes, der 1840 den ersten deutschen Kindergarten gegründet hatte: Friedrich Fröbel. Der Name der Frau aber, die seine Ideen nach Amerika brachte, ist meist vergessen. Eine kleine **Biographie** von Gerd Stolz aus dem Husum Verlag (104 Seiten, zahlr. Abb., brosch, 12,95) erinnert an Margarethe Meyer Schurz (1833–1876), die 1856 nach Fröbelschem Vorbild in ihrem Wohnhaus in Watertown, Wisconsin, einen Kindergarten einrichtete. Während in den USA ihr Name durchaus ein Begriff ist, hat man in Deutschland noch Nachholbedarf. Die Neuerscheinung mag eine gute Hilfestellung sein.





Kindergarten war für die Familien ein Fremdwort, die Inge Friedl in ihrem neuen Buch **„Familienleben in alter Zeit. Fünf Kinder und mehr“** (Böhlau Verlag, Wien 2007, 155 Seiten, zahlr. Abb., geb., 19,90 Euro) zu Wort kommen läßt. „Spielt ihr schon wieder? Arbeitet lieber!“ hieß es bei den kinderreichen Familien auf dem Land. Fünf Kinder, aber auch elf oder gar 16 Sprößlinge waren keine Seltenheit, die mußten satt werden und hart mit anpacken. Die Großen paßten auf die Kleinen auf. „Die Erziehung ist so nebenbei gegangen.“ Dennoch war auch Zeit zu Spiel und Spaß. Eine kurzweilige Lektüre, die allerdings auch nachdenklich stimmt.



Die Kleinsten der Kleinen erwecken stets die Sympathie der Betrachter, ganz gleich aus welchen Kulturen sie stammen. Sie bestimmen den Tagesrhythmus, das Leben einer Gemeinschaft, ob nun in Asien oder Afrika, im Norden oder Süden. Ein Buch mit brillanten Fotografien und informativen Texten von Béatrice Fontanel und Claire d'Harcourt zeigt **„Babys in den Kulturen der Welt“** (Gerstenberg Verlag, Hildesheim 2007, 280 Seiten, geb. mit Schutzumschlag, 36 Euro) und erläutert die verschiedenen Umgangsformen mit dem Nachwuchs. Lesenswert und eine Augenweide zugleich. *SiS*

Kinder Kinder

Pure Lebensfreude oder lästige Störung?

Von HELGA LICHER

In Deutschland werden immer weniger Kinder geboren. Das ist eine Tatsache. Es ist kein Geheimnis: Unser Land gilt leider als extrem kinderfeindlich. Eine Familie mit drei Kindern findet nur sehr schwer eine Wohnung. „Kinder sind laut, wild und stören nur ...“, solche Äußerungen müssen sich Eltern oft genug anhören.

Kann Kinderlärm überhaupt stören? Sollten wir nicht froh sein, daß es noch lachende, jubelnde Kinder gibt? Wenn wir all diesen Kindern einen Schalldämpfer verordnen, würde es sehr still auf unserer Erde werden.

Kinder sind unsere Zukunft, das dürfen wir nie vergessen. Schließlich war jeder von uns einmal ein Kind. Wer sich durch Kinderlachen gestört fühlt, hat eine falsche Einstellung zu Kindern. Denn genau diese Kinder sind es, die sich eventuell darum kümmern, daß es uns im Alter gut geht.

Die Kinder von heute werden vielleicht einmal unsere Hand halten, wenn wir alt und gebrechlich sind. Sie werden uns begleiten, wenn wir nicht mehr sicher auf den Beinen sind, und sie werden dafür sorgen, daß wir auch noch im Alter Freude am Leben haben.

Die Kinder sind die Erwachsenen von Morgen. Man kann es sich heute vielleicht schwer vorstellen, aber die Kleinen werden in einigen Jahren ihr Leben in die eigene Hand nehmen. Ist es nicht spannend, zu erleben, was sie daraus machen? Es liegt an den Eltern, ihnen eine Chance zu geben, selbstbewußte, unabhängige Menschen zu werden.

Wer Kinder hat, weiß wie schwer es ist, die kleinen Racker im Zaum zu halten. Was für die Kleinen ein Ausdruck purer Lebensfreude ist, ist für den Nachbarn einfach nur lästige Ruhestörung. Sicher ist es oft eine Zumutung, wenn im oberen Stockwerk unzählige Male der Turm aus Holzbausteinen umgeworfen wird oder wenn der Sprößling unbedingt die neuen Fußballschuhe testen muß, die er zum Geburtstag bekam.

Trotzdem: Freuen wir uns doch einfach darüber, daß es unseren Kindern gut geht. Schließlich ist nicht jeder Tag ein Kindergeburtstag.

Braune Versuchung

oder Warum Schokolade unwiderstehlich ist

Von HELGA STEINBERG

Einen sinnlichen Genuß der besonderen Art erleben Besucher eines Museums in Großbritannien gleich beim Betreten des Hauses. Das Roald-Dahl-Museum in Great Missenden, rund 50 Kilometer nordwestlich von London in der Grafschaft Buckinghamshire gelegen, empfängt die Fans des Schriftstellers, der so wundervolle und skurrile Geschichten wie „Küsschen, Küsschen“ oder „Charlie und die Schokoladenfabrik“ schrieb, mit türgroßen Schokoladentafeln, die den Eingang bilden. Zum Leidwesen aller „Schokoholics“ sind diese Tafeln allerdings nur aus Plastik ...

Schokolade – diese zartschmelzende und verführerische braune Masse übt auf viele Menschen eine ganz besondere Faszination aus. Gerade Frauen lieben Schokolade, das haben niederländische Wissenschaftler jetzt herausgefunden. Im Auftrag von Unilever – ein Schelm, der Böses dabei denkt – haben Forscher der Universität Amsterdam 300 Frauen in sechs europäischen Ländern mit der Kamera observiert, als sie fünf verschiedene Lebensmittelarten verzehrten. Die Gesichtsausdrücke sprachen Bände. Während Apfel und Joghurt kaum Reaktionen hervorriefen, waren bei dem Verzehr von Schokolade die Gesichter der Frauen durchweg zufrieden. Für die Auswertung war ein Raster von sechs elementaren Ausdrucksmöglichkeiten zusammengestellt worden. Die Kategorien umfaßten Ärger, Traurigkeit, Angst, Überraschung, Abscheu und Glückseligkeit. Winzige Muskelbewegungen im Gesicht wurden analysiert und dadurch die Ausdrucks-Kategorien von der Software ermittelt.

Macht Schokolade tatsächlich glücklich und gesund?

Als „Entschuldigung“ für übermäßigen Schokoladengenuß wird oft angeführt, daß sie die Stimmung aufhelle und so wichtige Substanzen wie Serotonin oder Cannabinoide enthalte. Wissenschaftler entgegnen allerdings, daß diese Wirkstoffe in anderen Lebensmiteln in wesentlich höheren Konzentrationen enthalten seien. Daher sei es plausibler, daß der in Schokolade enthaltene Zucker und das Fett sowie der Geschmack und die Konsistenz für die Begehrtheit der braunen Versuchung verantwortlich sind.

Unwidersprochen ist jedoch die Erkenntnis, daß Schokolade einem Herzinfarkt vorbeugen kann und den Blutdruck senkt. Hier ist allerdings nur die dunkle Schokolade oder Bitterschokolade erfolgreich, und das nicht in großen, unkontrollierten Mengen. Zwei Eßlöffel reiner Bitterschokolade täglich empfehlen die Experten.

Alle Facetten der Schokolade beleuchtet seit kurzem die Sonderausstellung „Chocoladium“ im Bremer Universum. Auf 700 Quadratmetern geht man in dem jetzt eröffneten Erweiterungsbau „Schaubox“ Fragen wie „Macht Schokolade glücklich?“, „Was bewirkt sie in unserem Körper?“, „Wo kommt Schokolade eigentlich her?“ auf unterhaltsame Weise nach. Ein süßes Erlebnis.

Die Ausstellung „Chocoladium“ im Bremer Universum, Wiener Straße 1 A, 28359 Bremen, ist montags bis freitags von 9 bis 18 Uhr, am Wochenende und feiertags von 10 bis 19 Uhr geöffnet, Eintritt 9,50 / 7 Euro, bis August 2008.

Die Angst vor der Verantwortung

Wie die Lust an Gemeinsamkeit verlorengeht / Das bleibt in der Familie (Folge I)

Von Klaus Groth

Ehe und Familie stehen unter dem besonderen Schutze der staatlichen Ordnung.“ So steht es schlicht und eindeutig in Artikel 6 des Grundgesetzes. Die Verfasser des Grundgesetzes machten keine Ausnahme. Wozu auch. Als das Grundgesetz verabschiedet wurde, da war die Familie eine ziemlich eindeutige Sache: Mutter und Vater verheiratet, mehrere Kinder. Heute ist unter dem Begriff „Familie“ so viel Platz wie niemals zuvor. Patchwork-Familie? Die Väter des Grundgesetzes hätten verständnislos mit den Achseln gezuckt. Homo-Ehe – mit Adoptionswunsch?

Seit das Grundgesetz im Mai 1949 erlassen wurde, hat sich die Welt gründlich geändert. Auch in Sachen Familie scheint inzwischen zu gelten: Nichts ist unmöglich. Jeder soll nach seiner Façon selig werden – war das so gemeint?

Doch wozu die Aufregung? Der Zeitgeist kommt, der Zeitgeist geht. Und hinterher kann niemand so recht begreifen, warum das alles so gewesen ist. Mit der Familie wird das nicht anders sein.

Gegenwärtig hat die Familie einen schweren Stand. Jedenfalls die traditionelle Familie. Jede Menge alternativer Modelle der Partnerschaft und Kinderbetreuung werden getestet und gepriesen, dagegen scheint das herkömmliche Familienmodell ein alter, abgetragener Hut.

Doch Vorsicht, nicht immer paßt zusammen, was gesagt wird und was gedacht wird. Keiner Institution bringen die Deutschen so viel Vertrauen entgegen wie der Familie. Bei einer Umfrage des Meinungsforschungsinstituts Emnid gaben nahezu 100 Prozent der Interviewten an, sie vertrauten niemandem so sehr wie der Familie. An zweiter Stelle rangierten die Freunde, und ganz am Ende der 17 Positionen umfassenden Skala standen die Bundesregierung, Großunternehmen und, wen wundert es, Fremde.

Andererseits ist das Bild der Familie, dieses Horts des Vertrauens, in der öffentlichen Wahrnehmung diffus geworden. Der Begriff der Familie bröckelt nicht nur an den Rändern, sondern scheint im Kern morsch geworden zu sein. Jedenfalls wenn man die klassische Zuordnung der Aufgaben innerhalb der Familie zu Grunde legt. Als das Institut für Demoskopie Allensbach im März dieses Jahres eine Untersuchung zum Thema „Zeitgeist“ vorlegte, mußte zur Kenntnis genommen werden, wie viel Mut offenbar mittlerweile dazu gehört, sich zur Familie im herkömmlichen Sinne zu bekennen. Ins Vokabular der gesellschaftlichen Sprachregelung gehört sie augenscheinlich nicht.

Allensbach hatte die Frage gestellt: „Unabhängig davon, welche Meinung man selbst hat, gibt es ja Aussagen, die sollte niemand öffentlich sagen, und es gibt Aussagen, die sollte jeder äußern können, der diese Meinung hat. Wenn Sie die Aussage hören ‚Mütter gehören nach Hause zu ihren Kindern und nicht in den Beruf‘, finden Sie es in Ordnung, wenn jemand so etwas sagt, oder darf man das nicht sagen?“ Die Frage war also nicht, ob man diese Ansicht teile oder nicht, ob diese Ansicht berechtigt oder unberechtigt sei. Gefragt war allein, ob jemand diese Ansicht äußern dürfe.

Im Sinne einer offenen Diskussion hätte eine eindeutige Bejahung erwartet werden dürfen. Der Zeitgeist aber gibt etwas anderes vor. Lediglich 25 Prozent vertraten die Ansicht, einen derartigen Standpunkt zu vertreten müsse erlaubt sein. 56 Prozent hingegen waren der Ansicht: „Das darf man nicht sagen.“

Eine freie Diskussion ist nicht möglich, wenn der Zeitgeist bestimmte Themen mit Tabus belegt. Im Sinne der Politischen Korrektheit fallen immer mehr Begriffe unter ein derartiges Tabu. In dem gleichen Maße, in dem der Begriff der Familie zunehmend in die Diskussion gerät, werden diese Tabus von den Gesinnungspolizisten eingefordert.

Das Phänomen der durch den Zeitgeist beschränkten öffentlichen Diskussion ist keineswegs neu oder eine Folge der wabernden Politischen Korrektheit. Bereits Johann Wolfgang von Goethe hat sich mit diesem Übel auseinandergesetzt. Seine Erkenntnis formulierte er so: „Wenn eine Seite nun besonders hervortritt, sich der Menge bemächtigt und in dem Grade triumphiert, daß die entgegengesetzte sich in die Enge zurückziehen und für den Augenblick im Stillen verbergen muß, so nennt man jenes Übergewicht den Zeitgeist, der dann auch eine Zeitlang sein Wesen treibt.“

Das Phänomen ist gleich geblieben. Gewechselt haben die Themen, derer sich der Zeitgeist bemächtigt. Augenblicklich hat er die Familie mächtig am Scharwickel. Seit den frühen 60er Jahren befindet sich das traditionelle Familienbild in Deutschland im permanenten Sinkflug, verkam es für manchen zum Zerrbild. Viele haben daran mitgearbeitet. Die Gründe dafür sind so unterschiedlich wie vielfältig. Ideologische Kampagnen und egoistische Motive vereinten sich zum Niedergang der Familie.

- Die Einführung der Antibabypille machte es den Frauen möglich, die Zahl ihrer Kinder bewußt zu planen und zu bestimmen.
- Wachsende soziale Ansprüche führten zur Auflösung des Ein-Verdiener-Haushalts.
- Die zunehmende berufliche Qualifizierung junger Frauen weckte den Wunsch nach einer alternativen Lebensplanung.
- Die feministische Bewegung nutzte diese berechtigten Wünsche für ihre Ziele.
- Abtreibungskampagnen unter dem Schlachtruf „Mein Bauch gehört mir“ machten die ungewollte Schwangerschaft für alles Elend der Frauen verantwortlich. Das Töten des ungeborenen Lebens wurde gesellschaftsfähig, spätestens nachdem die Zeitschrift „Stern“ eine Titelseite mit den Porträts prominenter Frauen füllen konnte, die bekannten: „Ich habe abgetrieben“.
- Die Anhänger einer Multikulti-Gesellschaft, denen ohnehin jeder traditionelle Verbund als verdächtig gilt, förderten die Auflösung der Familie nach Kräften, frei nach dem Motto: Wenn keine Kinder geboren werden, löst sich das Volk ohnehin endlich auf.

Sie sind ihrem Ziel schon ziemlich nahe gekommen. Nach einer Faustformel der Bevölkerungswissenschaftler sind pro Paar 2,2 bis 2,3 Kinder notwendig, um den Bestand des Volkes zu sichern. Gegenwärtig erreicht kein europäisches Land diesen Wert, nicht einmal die Franzosen, die die höchste Geburtenrate in Europa aufweisen können. In Deutschland errechnet die Statistik 1,34 Kinder pro Frau, also rechnerisch ein Kind zu wenig.

Macht nichts, trösten die Multikulti-Jünger, das füllen wir mit Migranten auf. Und das klappt bereits auf bemerkenswerte Weise. 19 Prozent der Bevölkerung Deutschlands sind gegenwärtig Migranten und Ausländer. Auf diese 19 Prozent kamen 2005 bemerkenswerte 35 Prozent der Geburten. Bleibt es bei diesem Verhältnis, dann kommen schon 2025 auf 100 Geburten 65 Babys, deren Eltern einen „Migrationshintergrund“ haben oder Ausländer sind. Bereits heute läßt sich ausrechnen, wann die Deutschen ausgestorben sein werden. Da tröstet es wenig, daß es bei den europäischen Nachbarn kaum besser aussieht.

Für die Endphase einer jeden Hochkultur gibt es bisher ein gemeinsames Anzeichen: das „Carpe Diem“ – Genieße den Tag. Wenn das Ich über die Verpflichtung für die Gemeinschaft gestellt wird, beginnt sich die Gemeinschaft aufzulösen.

„Ich und meine Familie“ hieß eine Zeitschrift, die vor etlichen Jahren auf den Kassen eines jeden Supermarktes angeboten wurde. Sie ist von den Kassen verschwunden. Der Titel ist offenbar nicht mehr zeitgemäß. Vielleicht hätte das Blatt mehr Aussichten auf Erfolg, wenn es nur noch schlicht „Ich“ hieße.

Eine Familie zu gründen bedeutet, Verantwortung zu übernehmen. In erster Linie den Kindern gegenüber, aber auch gegenüber der Gemeinschaft.

Doch die Familie als kleinste Gemeinschaft der großen Gemeinschaft, dieser Gedanke ist verlorengegangen. Er scheint ebenso wenig zeitgemäß wie der Gedanke, mit der Gründung einer Familie Verantwortung für andere zu übernehmen.

Diese Verantwortung scheinen Männer noch mehr zu scheuen als die Frauen, um die sich die gegenwärtige politische Diskussion vordergründig dreht. Denn es sind weniger die Frauen als vielmehr die Männer, denen der Wunsch nach Kindern abhanden kam. Nach einer Untersuchung möchte jeder zweite Mann unter 40 kein Kind zeugen, bei den Frauen in der gleichen Altersgruppe sind es 25 Prozent. Das sind auch nicht wenige, aber immerhin nur die Hälfte der männlichen Verweigerer.

Eine Familie zu gründen erfordert Lebensmut und Vertrauen in die Zukunft. Beides scheint den Männern in erheblichem Maße abhanden gekommen zu sein.

In der nächsten Folge lesen Sie: Vorzeige-Familie oder Auslaufmodell? / Solistin mit Kind



Bäuerliche Großfamilie 1937 beim Abendbrot: Heute hat die Durchschnittsfamilie höchstens zwei Kinder. Foto: BpK

Familienmenschen

Johann Heinrich Pestalozzi (* 12. Januar 1746 in Zürich; † 17. Februar 1827 in Brugg). Pestalozzi sah es als seine Aufgabe an, „den Menschen zu stärken“, um ihn in die Lage zu versetzen, „sich selbst helfen zu können“. Gegen den Willen seiner Schwiegereltern heiratete Pestalozzi im September 1769 Anna Schulthess. Zwei Jahre später nahm das Paar 1771 auf dem Landgut Neuhof 40 Kinder in seine Obhut. Dort verbanden die Pestlozzis industrielle Tätigkeit (Spinnen und Weben) mit Schulunterricht und sittlicher Erziehung. Der Pädagoge wußte, daß es trotz größter Anstrengung nicht möglich sein würde, die Eltern zu ersetzen: „Wenn die Persönlichkeitsentwicklung des Kindes gelingen soll, so müssen ihm seine Eltern Zeit, Zuwendung und Zärtlichkeit schenken.“

Clara Josephine Schumann (* 13. September 1819 in Leipzig; † 20. Mai 1896 in Frankfurt am Main; geborene Wieck), Pianistin und Komponistin. Verheiratet mit Robert Schumann. Ihren späteren Ehemann lernte sie bereits kennen, als sie noch ein Kind war. Da der mittellose Schumann als Schwiegersohn unerwünscht war und sich Claras Vater gegen die Verbindung sträubte, reichten Robert und Clara im September 1839 beim Gericht in Leipzig Klage ein mit dem Antrag, entweder Vater Wieck zu verpflichten, der geplanten Ehe zuzustimmen, oder die Zustimmung von Amts wegen zu erteilen. Letzteres geschah am 1. August 1840. Bereits am 12. September heiratete das Paar. Der eheliche Alltag bedeutete für Clara Schumann bald Einschränkung. Auf Bitte ihres Mannes reduzierte sie ihre Klavierübungen – damit sich Robert auf das Komponieren konzentrieren konnte. Zudem drängte Robert Schumann seine Frau, mit dem gleichen Ausdruck zu komponieren wie er. Bei einem 1841 gemeinsam veröffentlichten Liederzyklus konnten selbst Fachleute nicht mehr unterscheiden, welcher Beitrag von ihr und welcher von ihm stammte. Zwischen 1841 und 1854 brachte Clara Schumann sieben Kinder zur Welt. Zwar halfen Ammen und Kindermädchen, aber an Konzertreisen war nicht mehr zu denken. Nach dem Tod Robert Schumanns 1856 nahm sie ihre Tätigkeit wieder auf. Fünf ihrer Kinder gab sie außer Haus, nur die jüngsten, Eugenie (1851 geboren) und Felix (1854 geboren), blieben schließlich bei ihr.

Konrad Hermann Joseph Adenauer (* 5. Januar 1876 in Köln; † 19. April 1967 in Rhöndorf) zählte zu den 65 Mitgliedern des Parlamentarischen Rates, der 1948 das Grundgesetz, die Verfassung der Bundesrepublik Deutschland, beschloß. Als Präsident des Rates unterzeichnete er am 23. Mai 1949 das Grundgesetz. In 146 Artikeln legt es die rechtmäßigen Grundlagen für die Bundesrepublik Deutschland fest. Kennzeichnend für das Denken der Mütter und Väter des Grundgesetzes ist die Tatsache, daß die Grundlagen für den Schutz der Familie bereits in Artikel 6 festgelegt wurden – nachdem zuvor allgemeine Menschenrechte angesprochen worden waren. Der Schutz der Familie war folglich vorrangiges Anliegen des Staates. Im Grundgesetz bereits werden unehelichen Kindern die gleichen Bedingungen für ihre leibliche und seelische Entwicklung zuerkannt wie ehelichen Kindern.

MELDUNGEN

Rechtsratgeber für Rentner

Bonn – Wer als Ruheständler viel zu Hause ist, muß sich oft über unerwünschte Telefonwerbung oder hartnäckige Vertreter an der Haustür ärgern. In der Broschüre „Ihr Recht!“ hat die Deutsche Seniorenliga zahlreiche Verbraucherinformationen für Ältere zusammengestellt. Die Broschüre deckt verschiedene Themen aus den Bereichen Alltag, Finanzen und Gesundheit ab. Dabei geht es um ungebetene Anrufe von Callcentern ebenso wie um Haustürgeschäfte und Kaffeefahrten. Der Leser erfährt zum Beispiel auch, wie er Arzneimittelfälschungen erkennen oder sich gegen Altersdiskriminierung bei der Kreditvergabe wehren kann. Die kostenlose Broschüre gibt es bei der Deutschen Seniorenliga e.V., Heilsbachstraße 32, 53123 Bonn, Telefon (02 28) 36 79 30, www.dsl-verbraucherschutz.de. Online läßt sich die Broschüre auch als pdf-Datei bestellen. *ddp*

Diebstähle im Krankenhaus

München – Krankenhauspatienten werden immer wieder Opfer von Dieben. Diese haben es auf Bargeld, EC-Karten und andere Wertsachen abgesehen. „Größere Geldbeträge oder Schmuck sollte man daher zu Hause lassen“, sagt Ralph Braun, Präventionsexperte beim Bayerischen Landeskriminalamt. Gegenstände wie Handys oder Geldbörsen sollte man nicht unbeaufsichtigt im Zimmer zurücklassen. „Wenn man selbst nicht da ist, kann man zum Beispiel einen Mitpatienten oder das Personal bitten, darauf aufzupassen“, empfiehlt Braun. Einige Krankenhäuser verfügen auch über sichere, verschließbare Schränke oder Wertdepots. Häufig kann die Aufmerksamkeit von Personal und Patienten Diebstähle verhindern. So sollte man zum Beispiel Leute ansprechen, die lange und ohne Grund durch die Gänge schleichen. „Einen Diebstahl sollte man stets im Krankenhaus und bei der Polizei melden“, sagt der Experte. *ddp*

Organspende ist christlich

London – Die anglikanische Kirche von England hat die Organspende als Christenpflicht bezeichnet. In einem Schreiben des Vizepräsidenten des Rats für Mission und öffentliche Angelegenheiten, Tom Butler, an das britische Oberhaus heißt es, der christliche Glaube gebe eine positive Motivation zur Organspende. Anlaß für den Vorstoß ist die derzeit in Großbritannien geführte Diskussion über Pläne der Kommission der Europäischen Union (EU), den Austausch von Organen in Europa zu erleichtern. Zudem wird in Großbritannien über eine Widerspruchslösung diskutiert. Danach könnten von jedem hirntoten Patienten Organe entnommen werden, wenn dieser der Entnahme vor seinem Tod nicht ausdrücklich widersprochen hat. Bislang gilt im Königreich – wie auch in Deutschland – die Zustimmungslösung. Patienten müssen zu Lebzeiten einer Organentnahme im Falle eines Hirntods zustimmen. Die Kirche von England sieht in beiden Modellen Vorteile. Während die jetzige Regelung die Freiwilligkeit betone, stelle die Widerspruchslösung den Gedanken der christlichen Solidarität in den Vordergrund. Grundsätzlich plädiert die Kirche für eine einheitliche Regelung in der EU. *idea*

Voller Eis und Felsen

Kaiser-Franz-Joseph-Land



Klimawandel, Erderwärmung, Abschmelzen der Gletscher und Pole, Überschwemmungen nach heftigen Regenfällen selbst in unseren Breiten – das alles beunruhigt die Deutschen kaum. Sie ignorieren den weltweiten Klimawandel, der von Wissenschaftlern heraufbeschworen wird. Eine Sommerurlaubsstudie des Europäischen Tourismus Instituts (ETI) in Trier ergab, daß 93 Prozent der Deutschen sich nicht von dieser Diskussion haben beeinflussen lassen, wenn es um ihre Urlaubsplanung ging. Nur wenige hätten bewußt auf Flugreisen verzichtet und sich für ein näheres Reiseziel entschieden.

Nah ist es nicht und um einen Urlaub handelte es sich auch nicht, als Helfried Weyer, der Fotograf aus dem ostpreußischen Angerburg, der heute in Buxtehude lebt (wenn er denn überhaupt einmal in Deutschland weilt), und der Fernsehjournalist Peter von Sassen, bekannt durch seine packenden Reportagen im dritten NDR-Programm („NordseeReport“), sich auf den Weg in den hohen Norden machten. „... mehr als 200 Inseln, 16 000 Quadratkilometer Land unter dem Eis, tausend und mehr Eisbären, hunderte von Walrossen, Millionen arktische Seevögel – und nur etwa 30 Menschen! So ist das wunderbare nach Franz Joseph, dem letzten Kaiser der k. u. k. Donaumonarchie benannte Land am Nordpol: abgeschieden, einsam, nahezu unbekannt“, schwärmt Victor Boyarsky, Direktor des Russian State Museum of Arctic and Antarctic in St. Petersburg und Expeditionsleiter der Reise zum nördlichsten Archipel der Welt, im Vorwort zu einem Buch aus dem Nicolai Verlag, das einfühlsame Texte und brillante Farbfotografien von dieser Reise versammelt. Jahrzehntelang war dieses Gebiet absolutes Sperrgebiet der Russen gewesen und von großer militärischer Bedeutung, denn von dort aus konnte man die gesamte Arktis kontrollieren. Seit kurzem ist es möglich, dieses Gebiet zu bereisen.

Mit dem Eisbrecher „Kapitan Dranitsyn“ ging es in diese rauhe Welt voller Eis und Felsen. Eine Welt, die aber durchaus ihre Reize hat, vorausgesetzt man hat ein Auge für die Schönheit der schroffen Natur, für den tiefblauen Himmel über endloser weißer Weite, für seltsame Gesteinsformationen, für farbenprächtige Felsen mit seltsamen Ablagerungen, für Moospolster und Polarmohn, die in der Nähe von Bächen und Tümpeln zu finden sind.

Die meisterhaften Fotos von Helfried Weyer erschließen dem Betrachter diese Welt, die eisig ist und zugleich faszinierend und grandios.

Peter von Sassen erzählt in seiner unnachahmlich ruhigen Art von der Stimmung an Bord, von der Begegnung mit der Arktis, aber auch von den Männern, die vor 130 Jahren dieses Land entdeckten. Im harmonischen Zusammenspiel von Text und Fotos ist ein Buch entstanden, das die vergessenen Inseln im Eis durchaus bekannter machen könnte. *os*

Helfried Weyer, Peter von Sassen: „Vergessene Inseln im Eis. Eine Expedition ins Kaiser-Franz-Joseph-Land“, *Nicolai Verlag, Berlin, 160 Seiten, 120 Abb., geb., 34,90 Euro, Best. Nr. 6410*

Seichtes PR-Gefasel

Jürgen Rüttgers redet uns Deutschland schön



Wenn wir Rüttgers Glauben schenken wollen, dann müssen wir uns um die Zukunft Deutschlands keine Sorgen machen. In seinem neuen Buch „Die Marktwirtschaft muß sozial bleiben“ schreibt der NRW-Ministerpräsident, daß sich das Land im Aufschwung befinde, da die Wirtschaft im Jahr 2006 gewachsen, man wieder Exportweltmeister geworden sei und im April 2007 bundesweit 824 000 Menschen weniger arbeitslos gewesen seien als ein Jahr zuvor. Alles in Butter also? Medienberichten zufolge hat Rüttgers (Stand Anfang Oktober 2007) in diesem Jahr schon neun Wochen Urlaub an der Cote d'Azur gemacht. Daß er seinen Laden nicht im Griff hat, scheint den Pulheimer nicht zu stören. Er ist eben eine rheinische Frohnatur. Wäre die oppositionelle SPD unter der Linksideologin Hannelore Kraft mit ihrer Schulpolitik à la DDR nicht so kraftlos, dann würde allen klar, daß Rüttgers NRW-Regiment das Motto „Pleiten, Pech und Pannen“ hat.

Vielleicht sieht man es vom Ferienhaus an der französischen Mittelmeerküste nicht so genau. Fakt ist aber, daß jährlich 700 Milliarden Euro zwischen den Bevölkerungsgruppen in Deutschland hin und her geschoben werden. Dies nennt sich dann Wohlfahrtsstaat. Der selbst ernannte „Arbeiterführer“ aus NRW ist ein PR-Profi. Er weist in seinem Buch darauf hin, um wieviel die Zahl der Arbeitslosen zurückgegangen sei. Trotzdem sind immer noch rund vier Millionen Menschen in diesem Land ohne Arbeit. Wie man aus dieser erschreckenden Zahl die Losung ableiten kann, „Nur weiter so, wir sind auf dem richtigen Weg“, bleibt Rüttgers' Geheimnis. Zudem haben 2006 etwa 150 000 junge und meist gut ausgebildete Deutsche eine Abstimmung mit den Füßen vorgenommen und dem Land den Rücken zugekehrt. Sie rechnen sich in Österreich, der Schweiz, Großbritannien, den USA oder sonstwo größere Zukunftschancen aus.

Wenn Rüttgers wirklich mutig wäre, dann hätte er ein Buch mit dem Titel „Die Marktwirtschaft muß unsozialer werden“ geschrieben. Mit dem, was er jetzt vorgelegt hat, rennt er doch überall offene Türen ein. Wo sind denn die Wirtschaftsliberalen in der Union? Schon lange fallen einem keine zugkräftigen Namen mehr ein. Friedrich Merz macht selbst Geld, statt sich auf CDU-Ticket für die deutsche Wirtschaft in den Kampf zu werfen.

Die Feinde der Freiheit und die Freunde der sogenannten sozialen Gerechtigkeit werden dieses Buch mit Freude lesen. 40 Prozent der Bundesbürger beziehen heute den größten Teil ihrer Einkünfte aus staatlichen Töpfen. Ludwig Erhard und sein Berater Wilhelm Röpke müssen sich im Grabe umdrehen bei dem Gedanken, wie Rüttgers und Co. heute die Marktwirtschaft definieren.

Rüttgers war mal Zukunftsminister. Damals im Kabinett Kohl. Der Einheitskanzler redete damals vom kollektiven Freizeitpark und wollte damit auf die mangelnde Arbeitslust mancher Deutscher hinweisen. Wer als Spitzenpolitiker derart oft nach Frankreich fährt und das dann auch noch dreist damit begründet, daß er sich um seine Kinder kümmern wolle, der ist selber ein Bewohner dieses Freizeitparks. Zum Schaden des Landes. Kein Wunder, daß Konservative wie Alexander Gauland Rüttgers Applaus klatschen, weil er die Bürger patriarchalisch wie kleine Kinder behandelt und ihnen die Freiheit nimmt.

Um es auf den Punkt zu bringen. Dieses Buch ist total unerheblich. Der „Autor“ hätte seiner Schreibstube besser ein paar Tage frei gegeben und sie davon entbunden, Material für fast 180 Seiten Text zusammenzutragen. Leider wird es immer mehr Mode, daß uns Politiker mit ihren Banalitäten behelligen und Bücher schreiben oder schreiben lassen. Wowereit und Wulff sind zwei andere aktuelle Beispiele. Tröstlich, daß sie irgendwann ein ähnliches Schicksal erleiden: Sie werden verramscht. Liebe Leser, gehen Sie für die 17,90 Euro besser gut essen! *Ansgar Lange*

Jürgen Rüttgers: „Die Marktwirtschaft muß sozial bleiben – Eine Streitschrift“, *Kiepenheuer & Witsch, Köln 2007, 176 Seiten, 17,90 Euro, Best.-Nr. 6411*

Historischer Überblick

Die wichtigsten Eckpunkte deutscher Geschichte



Eigentlich lag die Idee nahe, einen „Leitfaden“ zu verfassen für die im Geschichtsunterricht „Zukurzgekommenen“. Dieses unternahm nun Heiner Hofsommer und gab seiner schmalen Schrift den Titel „Meilensteine der deutschen Geschichte“. Daß eine solche Nachhilfe bei unseren Zeitgenossen dringend notwendig ist, kann man jederzeit erleben, etwa wenn man mit jungen Leuten, auch wenn es frisch gebackene Abiturienten sind, über historisches Geschehen ins Gespräch kommt und immer wieder erleben muß, daß sie entweder über gar keine oder über propagandistisch verfälschte Kenntnisse verfügen.

Verdienstvollerweise hat sich Heiner Hofsommer, erfahrener Lehrer, Rektor, schließlich Schulamtsdirektor, Landtagsabgeordneter und dann Berater des Thüringer Kultusministers, Autor einer Reihe von Presse- und Buchveröffentlichungen, daran gemacht, Schwerpunkte der deutschen Geschichte kurz, knapp und sachlich und dabei gut lesbar niederzuschreiben, damit jeder „Zukurzgekommene“ seine Lücken im Geschichtswissen schließen kann. Man erfährt das Allernotwendigste über Germanen, die Entstehung des Deutschen Reiches, die Reformation und den Dreißigjährigen Krieg, über die Aufklärung und den Aufstieg Preußens, Deutschland unter Napoleon, die Revolution von 1848, die Bismarck-Zeit, Ursachen und Verlauf des Ersten Weltkrieges, die Weimarer Republik, Deutschland unter dem Nationalsozialismus, über den Zweiten Weltkrieg, die Nachkriegszeit und über die aktuelle Situation Deutschlands.

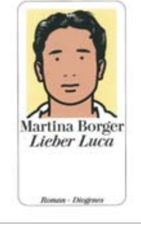
Das handliche Büchlein, das zudem noch bemerkenswert preiswert ist, ist ein ideales Geschenk für wißbegierige junge Leute, die sich nicht mit dem zufrieden geben wollen, was ihnen im Geschichtsunterricht vermittelt wurde.

Es ist aber auch in der Lage, manches vergessene Wissen der Erwachsenen wieder neu aufzufrischen. *H.-J. von Leesen*

Hainer Hofsommer: „Meilensteine der deutschen Geschichte – Ein Leitfaden für die im Geschichtsunterricht „Zukurzgekommenen““, *Edition Vademecum, Straelen 2007, broschiert, 119 Seiten, 12,90 Euro, Best.-Nr. 6414*

Wahre Gefühle

Junge Frau vertraut geheimen Briefen Sorgen an



„Lieber Luca“, so beginnen die Briefe, welche Simone in einer roten Keksdose vor ihrem Freund Frank in einer verschlossenen Schublade versteckt hält.

Eigentlich hatte Simone gedacht, ihre Vergangenheit und die Ehe mit Gianni erfolgreich verdrängt zu haben, doch nachdem sie eines Tages einen alten Einkaufszettel mit seiner Handschrift findet, brechen die alten, nie richtig verheilten Wunden wieder auf.

Die von Rücksicht und freundlichem Miteinander geprägte Beziehung zu Frank wird ihr plötzlich zur unerträglichen Last und sie beginnt zu verstehen, weshalb sie zum Beispiel seine Obsession für die Formel 1 nie als störend empfunden hat.

„Daß ich diese Leidenschaft zwar nicht teile, aber toleriere, ist in Franks Augen einer meiner größten Vorzüge. Er preist oft und gerne, vor allem im Kreis seiner neidischen Freunde, meine Großzügigkeit auf diesem Gebiet, was mir peinlich ist ... Er denkt nur das Beste von mir, das beschämt mich. Denn meine hochgelobte Toleranz ist in Wahrheit Gleichgültigkeit.“

Franks Pläne, zusammen eine Eigentumswohnung zu finanzieren, treffen bei Simone auf wenig Begeisterung, doch erwähnt sie ihre Vorbehalte ihm gegenüber mit keinem Wort. Nur in ihren Briefen an Luca, kann sie ihren wahren Gefühlen und Gedanken Ausdruck verleihen.

„Es ist kurz vor sechs, ich sitze auf einer Bank an der Isar, gleich gegenüber vom Flaucher, wo wir beide früher oft gebadet haben, du erinnerst dich bestimmt; in den Sommerferien haben wir oft, ausgerüstet mit einem großen Picknickkorb, ganze Tage dort verbracht. Es ist inzwischen dunkel. Ich will noch nicht nach Hause, obwohl Frank wahrscheinlich schon auf mich wartet und mir von seinem Termin bei der Bank erzählen will ...“

Nur nach und nach kann der Leser erahnen, um wen es sich bei dem mysteriösen Adressaten Luca handelt und welche eine Rolle er in Simones Leben spielt.

Durch den geschickten Aufbau des Romans schürt Marina Borger die Neugier des Lesers solange, bis er endlich erfährt, wer Luca ist. Doch beginnt erst ab diesem Moment auch das eigentliche Drama, welches sich bis zum Ende des Buches immer weiter zuspitzt.

Mit viel Einfühlungsvermögen gibt die Autorin einen Einblick in die Komplexität von Beziehungen unter Partnern und innerhalb der eigenen Familie.

Denn wer kennt sie nicht, die zahllosen Gründe, die einen daran hindern, dem Partner, den Eltern oder den Kindern die wahren Gefühle vorzuenthalten und hinter einer Maske von Gelassenheit, Wut oder gar Desinteresse zu verbergen.

„Wie so viele Menschen habe ich geglaubt, Stolz sei eine positive Eigenschaft, Synonym für ein gesundes Selbstwertgefühl, für Achtung vor der eigenen Person. Dabei zählt er als ‚Superbia‘, auch Hoffart, Eitelkeit oder Hochmut genannt, zu den sieben Todsünden. Mein Stolz hat mich dahin gebracht, wo ich jetzt bin. Er hat mich um Gianni gebracht und auch um dich.“

Eine intelligenter Roman, der einen daran erinnert, wie wichtig es ist, sich selbst und das eigene Leben immer wieder zu hinterfragen und gegebenenfalls auch zu ändern, für das eigene Glück, das des Partners und der Familie. *A. Ney*

Martina Borger: „Lieber Luca“, *Diogenes, Zürich 2007, 18,90 Euro, Best.-Nr. 6412*

Geklaute Leben

Kinder, ihrer Familien und ihrer Identität beraubt



Wie können Kinder derartiges durchstehen und danach auch noch mehr oder minder erfolgreich durchs Leben gehen? Der Journalist und ZDF-Redakteur Peter Hartl hat in „Belogen, betrogen und umerzogen – Kinderschicksale aus dem 20. Jahrhundert“ Erschütterndes zusammengetragen.

So hat Alojzy Twardecki drei Leben, eines als Alojzy, eines als Alfred Hartmann und eines als Alfred Binderberger. 1943 wird der Fünfjährige seiner polnischen Mutter Malgorzata von den Nationalsozialisten weggenommen. Der Junge, der zwei deutsche Großmütter hat, weist optisch alle gewünschten arischen Merkmale auf. Er kommt in ein deutsches Kinderheim, wo man ihm erzählt, er wäre Alfred Hartmann, der Sohn eines gefallenen SS-Offiziers. Und Alfred glaubt seinen Erziehern, genauso wie seine Adoptiveltern, die dem Jungen ein liebevolles Zuhause geben. Als Alfred Binderberger besucht er, stolz ein Deutscher zu sein, ein Gymnasium und auch sein Großvater väterlicherseits umsorgen den Stammhalter mit besonderer Aufmerksamkeit. Doch 1949 flattert ein Brief ins Haus, Malgorzata hat über das Rote Kreuz ihren Sohn ausfindig gemacht und will ihn wiederhaben. Doch für Alfred ist die Familie Binderberger seine einzige Familie. Er verweigert sich – bis seine Pflegemutter stirbt und sein Pflegevater neu heiratet. Trotzig begehrt Alfred auf, will, um seinen Vater zu verletzten, seine leibliche Mutter kennenlernen, dieser läßt ihn gewähren, doch die Polen lassen Alfred nie wieder aus dem Land. Alfred wird wieder Alojzy, lebt bei einer Mutter, deren Sprache er nicht spricht, und wird in der Schule als Nazi beschimpft. Trotzdem findet er seinen Weg.

Doch Alojzy alias Alfred ist nur eines von vielen Kindern, das mehrere Leben hat und von politischen Systemen ausgenutzt wurde. Ob Nationalsozialismus, Sowjetunion, DDR, „die weltanschaulichen Parolen mögen grundverschieden, manchmal konträr zueinander stehen, doch die Grundmuster gleichen sich“, so Autor Peter Hartl.

Die kleine Kafina, vermutlich irgendwo in Ostpreußen geboren, weiß bis heute nicht, wer sie ist, sie wurde allerdings zur guten Sowjet-Bürgerin erzogen. Alles was an ihr deutsch war, wurde ihr und ihrer Schwester Lena ausgetrieben. „Wenn wir deutsch sprachen, beschimpften uns auch die anderen Kinder ... Die Erinnerung an frühere Zeiten wurde getilgt in den Kinderköpfen.“

Schockierend ist auch das geschilderte Schicksal von Christian Dertinger. Die DDR nahm die Familie ihres 1953 inhaftierten Außenministers Georg Dertinger in Sippenhaft. Während Mutter, Geschwister und Großmutter ebenfalls ins Gefängnis kamen, wurde der kleine Christian erst nur in seinem Elternhaus festgehalten. Monate ohne Ansprache und Unterricht zogen zäh an ihm vorüber – bis er zu Pflegeeltern kam. Diese linientreuen SED-Anhänger erzählten ihm, er wäre gar nicht der, der er zu sein glaubte, sondern eine Waise. Christian glaubte ihnen lange – bis er über immer mehr Ungereimtheiten stolperte.

Die meisten der Kinder wurden ideologisch mißbraucht, ihrer Identität beraubt und wuchsen häufig auch ohne feste Familie auf. „Belogen, betrogen und umerzogen – Kinderschicksale aus dem 20. Jahrhundert“ öffnet ein düsteres Kapitel des 20. Jahrhunderts. *Bel*

Peter Hartl: „Belogen, betrogen und umerzogen – Kinderschicksale aus dem 20. Jahrhundert“, *dtv premium, Hardcover, 214 Seiten, 15 Euro, Best.-Nr. 6413*

MELDUNGEN

Muscial zu Weihnachten

Bremen – Für ein festliches Ambiente und vorweihnachtliche Stimmung sorgen in Bremen nicht nur Weihnachtsmarkt und Schlachte-Zauber an der Weser, auch auf den Bühnen der Stadt öffnen sich die Tore weit: So feiert bereits am 26. November das Musical „Scrooge und die Geister der Weihnacht“ Premiere im Waldau Theater. Ein Erlebnis für die ganze Familie, das sich mit einem Advents-Ausflug nach Bremen gut kombinieren läßt. Basierend auf dem mehrfach verfilmten Weihnachtsmärchen „A Christmas Carol“ von Charles Dickens inszenierten der Bremer Komponist Thomas Blaeschke und die Librettistin Kerstin Toelle ein bezauberndes Stück für Kinder und Erwachsene. Tickets sind bei der Bremer Touristik-Zentrale unter (0 18 05) 10 10 30 (14 Ct. / Min. Festnetz, ggf. andere Preise Mobilfunk) ab 11,35 Euro erhältlich.

Bayerische Klöster

Augsburg – In Bayerisch-Schwaben waren Klöster einst Keimzellen der Zivilisation inmitten der Wildnis. Für sie wurden Wälder gerodet, Felder und Viehweiden angelegt, Kirchen und Häuser gebaut. Heute dienen viele Klöster im Südwesten Bayerns weltlichen Zwecken und sind zu beliebten Ausflugszielen geworden. Besucher können zum Beispiel die historische Architektur bewundern oder kulinarische Spezialitäten genießen. Im Landkreis Augsburg gibt es etwa das über dem Schmuttertal gelegene Kloster Holzen. Es wurde im Jahr 1152 gegründet, die jetzige Anlage ist aber im barocken Stil erbaut. Heute beherbergen die Gebäude eine Behinderten-Einrichtung, die von der St. Josefs-Kongregation Ursberg betreut wird. Die Ursberger brauen auch das süffige Bier, das im Klostergasthof ausgeschenkt wird. Keine halbe Stunde entfernt lädt das ehemalige Benediktinerkloster Thierhaupten zur Besichtigung ein. Es wurde als bayerisches Urkloster von Herzog Tassilo gegründet. *ddp*

Das Heulen der Karpatenwölfe

Abenteuerurlaub in Transsylvanien für Naturliebhaber

Von Dörte Langwald

Transsylvanien – bei diesem Namen denkt man sofort an Dracula und Knoblauchzöpfe, Fledermäuse und schaurige Vollmondnächte. In Wahrheit ist das Gebiet inmitten des Karpatenbogens von derartigem Gruselambiente weit entfernt. Archaische Wälder, pittoreske Bergdörfer und eine faszinierende Fauna machen die Region im Herzen von Rumänien zu einem echten Geheimtip auch für gruselresistente Natururlauber.

Am Fuße der Persaner Berge schlummert idyllisch eingebettet zwischen lieblichen Hügeln und saftigen Wiesen das gemütliche Gästehaus von Barbara und Christoph Promberger. Hier, wo die Gebirgsmassive der Ost- und Südkarpaten im rechten Winkel aufeinander treffen, hat sich das Biologen-Ehepaar ein kleines Paradies erschaffen. Vor über zehn Jahren kamen die Prombergers in die Region, um ein weltweit Aufsehen erregendes Naturschutzprojekt zu betreuen: das „Carpathian Large Carnivore Project“, welches der Erforschung und Erhaltung von wild lebenden Großraubtieren diente. Was kaum jemand weiß: Die Karpaten sind das größte intakte Ökosystem in Europa. Mehr als ein Drittel aller Wölfe, Bären und Luchse tummeln sich in dieser imposanten Berglandschaft!

Als ihr Projekt 2003 beendet war, entschlossen sich die Prombergers spontan zum Bleiben. Auf einer malerischen Anhöhe über dem Dörfchen Sinca Noua im Herzen Transsylvaniens eröffneten sie ihren Pensionsbetrieb „Equus Silvania“, der westlichen Standard mit rumänischem Lebensstil verbindet. Hier erlebt man Urlaub der etwas anderen Art – denn die Prombergers bieten ihren Gästen nicht nur Erholung in visuell sehr reizvoller Umgebung, sondern auch die einmalige Gelegenheit, Wölfe, Bären und andere seltene Tiere in ursprünglicher Natur zu erleben.

Die Anreise zum Feriengut der Prombergers erfolgt am einfachsten per Flug nach Bukarest. Mit einem Bustransfer, von „Equus Silvania“ organisiert, gelangt man dann ins drei Stunden entfernte Örtchen Sinca Noua. Schon auf der Fahrt von Bukarest ins märchenhafte Bergreich der Karpaten läßt sich erahnen, daß hier die Uhren 100 Jahre rückwärts ticken. Auf den unebenen Straßen fahren mit Heu beladene Pferdekarren, Hirten treiben ihre Schafe, und Kühe laufen frei herum. Gigantische Sonnenblumenfelder erstrecken sich endlos bis zum Horizont.



Hier gibt es noch Bären und Wölfe: Die Karpaten sind das größte intakte Ökosystem Europas. Foto: Ricore

Obwohl Rumänien nur zwei Flugstunden von Deutschland entfernt liegt, so bleibt das Land doch eine Terra incognita innerhalb Europas. Von dem 22-Millionen-Einwohner-Staat im Südosten unseres Kontinents kennen die meisten nicht viel mehr als Horrorstorys über Kriminalität, Kommunismus und Knoblauchzehen-Aberglaube. Dabei befindet sich der Karpatenstaat seit der Öffnung des Eisernen Vorhangs stetig auf Europa-Kurs. 2004 trat Rumänien der Nato bei, und seit 2007 ist es Mitglied der EU. Trotz seiner Annäherung an den Westen wurde das Reiseland Rumänien zum Glück noch nicht vom Massentourismus überrollt. Natur und Menschen begegnet man hier vielerorts in unverfälschter Form. Buna ziua! Willkommen im „Land hinter den Wäldern“, wie Transsylvanien übersetzt heißt.

Transsylvanien ist hierzulande auch unter dem Namen Siebenbürgen bekannt, da sich am Karpatenbogen ab dem 12. Jahrhundert zahlreiche deutsche Siedler niederließen. Diese sogenannten Siebenbürger Sachsen fungierten lange Zeit als Grenzwacht gegen die Turkvölker. Auf die Spuren dieser einst so wehrhaften deutschen Vorfahren führt ein Ausflug in das altsächsische Dorf Felmern, das 2006 sein 800jähriges Bestehen feierte. Bei der Ankunft in der verschlafenen Gemeinde stellen die Prombergers augenzwinkernd den Tourguide vor: Ein achtjähriges Mädchen, das als Enkelin des ältesten Sachsen im Ort den Schlüssel der Dorfkirche verwalten darf. Die niedliche Kleine führt ihre Besucher in das verfallene sakrale Gebäude und erzählt stolz vom Glanz vergangener Zeiten. Beim anschließenden Spaziergang über die dörfliche Hauptstraße winkt eine alte Frau in bäuerlicher Tracht von ihrem Gartenzaun herüber. Frau Schuster sei ihr Name, erklärt sie in fast akzentfreiem Deutsch und lädt dann zu einer Mirabellen-Kostprobe in ihren Garten.

Die Rückfahrt führt an einer Kolonie von tropisch anmutenden Bienenfressern vorbei. Hunderte dieser herrlich bunt gefiederten Vögel nisten in winzigen Höhlen an einem Steilhang. Wie bunte Drachenflieger gleiten sie pfeilschnell durch die Luft, um ihre Küken mit Futter zu versorgen. Von hier aus geht es weiter zu einer ungarischen Köhlerfamilie, die auf einer Wiese ihres rußigen Amtes waltet. Von März bis Oktober schichten die fleißigen Arbeiter etwa 30 kegelförmige Holzhaufen auf – ein wortwörtlich brandheißer Beruf, der in Deutschland nahezu ausgestorben ist! Kurioserweise drängen sich inmitten dieser wabernden Hitze schimmernde Scharen von blauen Schmetterlingen. Die anmutigen Falter leben von den Mineralien, die sich im Boden rund um die rauchenden Meiler befinden.

Ein weiterer Höhepunkt im Programm der Prombergers ist ein Zweitagestrip auf eine einsame Alm hoch oben im karpatischen Gebirge. Durch archaische Wälder führt der Weg immer höher hinauf, bis der alpine Forst plötzlich in eine liebliche Hügellandschaft übergeht. Urtümliche Heuhaufen und urige Bauernkaten sprenkeln diese malerische Szenerie, die glatt für Tolkiens „Herr der Ringe“ die Kulisse spielen könnte.

Christoph Promberger kam 1993 im Auftrag der Wildbiologischen Gesellschaft München nach Rumänien. Im Laufe seiner Forschungsarbeit rettete er zwei Welpen aus einer Wolfsfarm, wo die Tiere wegen ihres Pelzes gezüchtet werden. Promberger taufte die Jungtiere Poiana und Crai und zog sie mit der Flasche auf. Heute leben die beiden in einem großen Wildgehege, das Promberger regelmäßig mit seinen Gästen besucht. Um die Tiere anzulocken, stimmt der Wolfsexperte ein kleines Heulkonzert an, auf das seine Schützlinge auch prompt lautstark antworten. Wohlwissend, daß ihr „Herrchen“ Leckereien mitgebracht hat, eilen die Wölfe herbei und strecken erwartungsvoll ihre Schnauzen durch das Schutzgitter. Während Promberger die zwar zahmen, aber durchaus einschüchternd wirkenden Tiere füttert, schaut er glücklich in die Runde seiner staunenden Gäste. Dann erzählt er, daß seine Frau und er nur eine halbe Stunde Bedenkzeit brauchten, als sich ihnen vor drei Jahren die Möglichkeit bot, „Equus Silvania“ zu eröffnen. Wenn man den Wildbiologen nun beim Spiel mit seinen Wölfen beobachtet, ist es nur allzu verständlich, warum er sich für das Leben in Transsylvanien entschieden hat!

Auf »heiligen Spuren« durch die Mitte Deutschlands

Elisabeths Lebensgeschichte verbindet Thüringen mit Hessen und Sachsen-Anhalt

Von Cornelia Höhling

Skandal auf der Neuenburg. Übermächtig thront das Schloß hoch über dem Winzerstädtchen Freyburg an der Unstrut. „Hier hat die ungarische Königstochter Elisabeth (1207–1231) einen Bettler, krank und aussätzig, ins landgräfliche Bett gelegt“, erzählt Jörg Peukert. Die Schwiegermutter habe dies entsetzt ihrem Sohn hinterbracht. Aber Ludwig IV. (1200-1227) erkannte in dem Bettler auf seinem Ehelager den Gekreuzigten. „Die Legende gehört zu den im Verfahren der Heiligsprechung Elisabeths von Thüringen bezeugten und beeideten Wundern“, erklärt der Museumsleiter. Er ist stolz, daß die weniger bekannte, aber dreimal so große Schwesterburg der Wartburg zu den historischen Lebensstationen der Heiligen zählt.

Wer sich in diesem Jahr auf den Weg in die Mitte Deutschlands macht, kommt nicht umhin, sich mit dieser bedeutenden Frauenpersönlichkeit zu beschäftigen. Der vor 800 Jahren Geborenen sind diverse Ausstellungen und Veranstaltungen gewidmet. Mit über 400 Exponaten und Leihgaben aus 17 Ländern ist die Landesausstellung in der Wartburg die bedeutendste. Hier hatte Elisabeth im Alter von vier Jahren als Verlobte des künftigen Thüringer Landesherren Einzug gehalten.

Ihr kurzes provokantes Leben an der Spitze eines der angesehensten und mächtigsten Fürstenhöfe des damaligen deutschen Reiches liest sich gleichermaßen wie ein Krimi und ein Liebesdrama. Neben authentischen Lebensorten gibt es zahlreiche Kultstätten ihrer Verehrung, die alle eine Reise wert sind. Man begegnet ihr in der Pracht der Burgen und im Elend von Hospitälern. Sie verbirgt sich auf Kirchenfenstern, beeindruckt als Statue und Wandgemälde oder nähert sich gar mit zarten Melodien – zumindest denen, die das ihr gewidmete Musical im Theater von Eisenach am Fuße der Wartburg besuchen.

Elisabeths Spuren verbinden die lieblichen Landschaften von drei heutigen Bundesländern. Denn das Herrschaftsgebiet der Thüringer Landgrafen reichte vom hessischen Marburg über das waldreiche Lahntal im Westen bis ins heutige Sachsen-Anhalt. „Für 1224 und 1225 ist Elisabeths Anwesenheit auf der Neuenburg, die als östlichster Vorposten Thüringens galt, urkundlich belegt“, sagt Peukert.

Authentisch sei die romanische Doppelkapelle von 1170, in der die tief religiöse Landgräfin gebetet haben muß. Der Blick aus dem Fenster der Oberkapelle, die schon im 15. Jahrhundert St. Elisabeth geweiht war, trifft heute wie damals auf idyllische Weinberge. Daß Elisabeth bereits unmittelbar nach ihrer Heiligsprechung verehrt wurde, zeigt die um 1240 geschaffene Skulptur im rund zehn Kilometer entfernten Naumburger Dom an der „Straße der Romanik“.

Beim Rundgang durch die Neuenburg darf der „Sprachkammer“ genannte und seinerzeit supermoderne Latrinenerker am romanischen Wohnturm nicht fehlen. Peukert erinnert an den „Sängerkrieg auf der Wartburg“, nicht, ohne eine Passage des Eneasromans im Original zu rezitieren.

Der Minnesänger Heinrich von Veldeke hatte diesen ersten höfisch-ritterlichen Versepos in mittelhochdeutscher Sprache auf der Neuenburg vollendet. Der Thüringer Hof förderte die Kunst der Minne.

Holzpferde und Ritterrüstungen in der „Kinderkemenate“ begeistern indes die jungen Besucher und stellen den Bezug zur Jetztzeit her.

Die Elisabethkemenate ist im Turmhaus der zwölf Kilometer von der Wartburg entfernten Creuzburg zu besichtigen. Hier brachte sie ihren Sohn Hermann II. (1222–1241) zur Welt, der die Burg später zu seiner Residenz erwählte. Die steinerne Brücke, die mit sieben Bögen die Werra überspannt, ließ Ludwig IV. errichten, um schneller an dem beliebten Rückzugsort der jungen Familie zu sein. Sie gilt heute als die älteste Natursteinbrücke nördlich des Mains, während der Fluß bei Aktivurlaubern als Wasserwanderstraße beliebt ist. Die Wände der 1499 erbauten Liboriuskapelle zieren Szenen aus Elisabeths Leben.

In Schmalkalden, der südlichsten Besitzung der Thüringer Landgrafen, fand nachweislich der herzzerreißende Abschied Elisabeths von ihrem Gemahl statt. Er brach 1227 zu einem Kreuzzug auf, von dem er nicht zurückkehren sollte. Das Gewölbe ihres dortigen Vogtsitzes hatten sie mit der Darstellung des Heldenepos vom Artusritter Iwein ausschmücken lassen, das Hartmann von Aue um 1200 als „Bestseller“ der Minneverehrung geschrieben hatte. Eine 3-D-Animation bereitet Besucher auf die Besichtigung der 1:1-Kopie dieser im deutschsprachigen Raum ältesten erhaltenen profanen Wandmalerei nördlich der Alpen in der Wilhelmsburg vor. Es ist nicht das einzige Kleinod, das die mittelalterliche Stadt birgt.

Vor Schmerz und nicht zuletzt unter dem Druck ihres zwielichtigen Beichtvaters, des Kreuzzugspredigers, erbarmungslosen Inquisitors und Hexenrichters Konrad von Marburg, entsagte die junge Witwe allem Weltlichen, auch ihren drei Kindern. Sie widmete sich in dem von ihr gegründeten Hospital in Marburg den Kranken und Armen, bis sie vor körperlicher Erschöpfung fast 24jährig selbst den Tod fand.

Gelegentlich hatte Elisabeth Wallfahrten nach Erfurt unternommen. Von Westen kommend, muß sie dabei das Brühler Tor passiert haben und auf der Via Reggia die Marktstraße entlanggegangen sein – ein Weg, der sich nachvollziehen läßt. 1235 fand im Marien-Dom der Stadt die Proklamation der nur vier Jahre nach ihrem Tod erfolgten Heiligsprechung statt. Das Duplikat der Urkunde ist ausgestellt. Wandmalereien mit Szenen aus ihrem Leben sind im Nikolaiturm der Landeshauptstadt Thüringens erhalten.

Auch im wahrsten Sinne des Wortes läßt es sich heute auf Elisabeths Spuren wandeln. 2007 wurde ein neuer Elisabethpfad über 185 Kilometer von Eisenach nach Marburg zu Elisabeths Grabeskirche, der ältesten gotischen Kirche auf deutschem Boden, eingeweiht.

Verehrt wie schon lange nicht mehr

Preußens Königin Luise erfreut sich in Deutschland trotz gegenteiliger Vorhersagen nach wie vor einer großen Beliebtheit

Von WOLFGANG STRIBRNY

Ein führender deutscher Historiker schrieb am Ende der Preußen-Ausstellung 1981: Nun würden die Ausstellungsobjekte im Gropiusbau in Berlin (eigentlich Königliches Kunstgewerbemuseum) zusammengepackt, das Haus stände leer und die Beschäftigung mit Preußen sei nunmehr für die Öffentlichkeit abgeschlossen. Nach dem Preußenjahr 1981 kam dann das Preußenjahr 2001. An dessen Ende schrieb dann ein anderer führender deutscher Historiker: „Preußen vergiftet uns.“ Nun, auch das hat sich als fundamentaler Irrtum erwiesen. Schon 1989 schüttelten alle diese scharfen Analytiker der historisch-politischen Situation die Köpfe; denn eine solche unblutige Zeitenwende hatten sie nicht erwartet – sie rechtfertigten vielmehr Eisernen Vorhang, Todesstreifen und Berliner Mauer als Konsequenz der deutschen Geschichte. Wieder einmal hatte sich die Anbetung des jeweiligen Status quo, der bejaht, gerechtfertigt, sanktioniert wird – als die Berufskrankheit des Historikers erwiesen.

Die Verehrung der Königin Luise ist – wie Preußen überhaupt – schon oft tot gesagt worden, ihr demnächst eintretendes Ende wurde schon vor 50 Jahren ausposaunt. Nichts davon traf ein, im Gegenteil: Luise ist so beliebt wie seit Jahrzehnten nicht mehr. Man kann an Neustrelitz denken, wo der Vater der vom 10. März 1776 bis zum 19. Juli 1810 lebenden Prinzessin als Großherzog von Mecklenburg-Strelitz regierte. Dort laufen seit Jahren sommerliche, populäre Festspiele, in deren Mittelpunkt das Musical „Luise – Königin der Herzen“ steht. Die Musik ist aus Weisen von Johann Strauß zusammengestellt.

Wer ihren Sterbeort Hohenzieritz schon länger kennt, kann nur staunen, wie man im dortigen Schloß die alte Erinnerungsstätte an „Louise“, wie man dort sagt, wieder aufleben ließ. Wer das leergeräumte Schloß in SED-Zeiten sah, kann sich nur von Herzen freuen. Selbst das Familienwappen krönt in Farbe die Fassade. Im Schloß befindet sich die Verwaltung des nahen Naturparks, eine feine Sache für die Finanzierung. Umgeben ist es von einem sehenswerten, vorzüglich restaurierten Park im englischen Stil.

Abgesehen von der Rundkirche, die ihr Vater dem Gedächtnis Luises widmete, gab es schon vor 1989 ein privates Luisen-Gedenken in der alten Dorfschmiede. Die Nachfahren des Schmieds hatten alles gesammelt, was über Luise in Mitteldeutschland erhalten war. Sogar zu Prinz Louis Ferdinand hatte man auch schon vor 1989 Kontakt. Eine solche Verbindung aufzunehmen, verlangte nicht nur Zivilcourage, sondern war tapfer und mutig!

In Gransee (zwischen Berlin und Neustrelitz) steht weiter das gußeiserne Schinkeldenkmal auf dem Markt, das an den nächtlichen Aufenthalt des Sarges der Königin auf dem Weg von Hohenzieritz nach Berlin erinnert. Die Bewohner der Grafschaft Ruppin haben es schon 1811 aufgestellt. Der auf hohem Sockel aufgebahrte Sarkophag mit Inschrifttafeln steht unter einem neugotischen Baldachin (alles in Eisenkunstguß). Das inzwischen vorzüglich restaurierte Denkmal sollte um 1960 zerstört werden, Proteste der Bevölkerung haben wenigstens diese Barbarei verhindert.



Luise: Preußens Königin von 1797 bis 1810 Foto: Archiv

Mittelpunkt der lebendigen Luisen-Verehrung ist selbstverständlich ihr Mausoleum im Charlottenburger Schloßgarten. Am Vorabend ihres Geburtstages am 9. März (Todestag des dort auch beigesetzten Kaisers Wilhelm I.) findet dort jeweils eine Gedenkfeier statt, für die Tradition und Leben e. V., Arbeitsgemeinschaft zur Förderung des monarchischen Gedankens die Verantwortung trägt. Am 19. Juli, ihrem Todestag, treffen sich die Luisenfreunde erneut dort. Der in Berlin-Friedenau, Rubensstraße 23 wohnende Erhard Mayer – in ganz Deutschland als Luisen-Mayer bekannt – hat dort die Verantwortung. In Charlottenburg gibt es die Luisenkirche, in Schöneberg (wie einst im oberschlesischen Hindenburg-Zabrze, in Breslau und noch heute in Königsberg in Preußen) eine Königin-Luise-Gedächtniskirche. Auf der Luiseninsel am Südrand des Tiergartens steht ihr Denkmal (für die Restaurierung des Denkmals ihres Sohnes, das sich ganz in der Nähe befindet, wird zur Zeit gesammelt).



Wenden wir uns nun über Potsdam nach Paretz, nordwestlich von Potsdam an der Havel gelegen, zu. Das ganze Dorf mit Schloß, Schloßpark, Kirche und Wohnhäusern wurde von 1795 bis 1803 von David Gilly dem Älteren für Luise und ihren Gatten Friedrich Wilhelm III. völlig neu gebaut. Vor 1989 erinnerte nur die Kirche mit dem 1811 geschaffenen großen Tonrelief von Johann Gottfried Schadow, das die Verstorbene als Verklärte umgeben von vier Tugenden zeigt, an Luise. Glücklicherweise hatte die brandenburgische Landeskirche dort jeweils einen pensionierten Pfarrer als Hüter der Kirche und der wenigen Christenseelen eingesetzt. Diese Pfarrer waren richtige Preußen. Deshalb konnte man auch mit einer ganzen Busladung voller Studenten dort vorfahren und wurde freundlich empfangen. Aber wo, fragte man damals konsterniert, wo ist eigentlich das Schloß? Wo hatte das Königspaar (zuletzt 1810) die Sommerfrische genossen und (vergleichsweise) einfach gelebt?

Man wurde vom Pfarrer auf einen x-beliebigen Bau hingewiesen, groß verputzt und in der üblichen braunen Farbe, wie sie die SED und ihre Funktionäre liebten und der aufmerksame Beobachter sie heute noch in Dorf und Stadt erspähen kann. Immerhin erkannte man an den Flügelanbauten, daß da einmal etwas Bedeutendes stand. Seit 1948 war hier die „Bauernhochschule Edwin Hörnle“ (wer das nur war?), später der „Volkseigene Betrieb Tierzucht“ untergebracht.

Der Besitz Paretz-Utz-Falkenrehtde war 1795 vom damaligen Kronprinzen von der Junkerfamilie Blumenthal gekauft worden. 1890 fiel der Besitz an Kaiser Wilhelms II. Bruder Prinz Heinrich von Preußen. Als Großadmiral hat er im Ersten Weltkrieg dafür gesorgt, daß die Kaiserlich Russische Marine im inneren Finnischen Meerbusen festlag und seine Schiffe die Ostsee beherrschten. Nach seinem Tod 1929 erbte seine (1953 verstorbene) Witwe, Prinzessin Heinrich, den Besitz. Sie war eine geborene Prinzessin von Hessen und bei Rhein und die Schwester des bedeutenden Großherzogs Ernst Ludwig von Hessen (Darmstadt) und der 1918 ermordeten letzten Kaiserin von Rußland.

Das Schloß war bis 1945 selbstverständlich mit seiner Inneneinrichtung aus Luises Tagen zugänglich. 1912 kostete der Eintritt 25 Pfennig. In Kießlings Wanderbuch für die Mark Brandenburg, 1. Teil, Berlin, 1912, ist zu lesen: „Die Wohnräume der königlichen Ehegatten bergen viele Erinnerungen an sie, u. a. Pastellbilder beider von Schröder (1800) Kleidungsstücke, Toilettengegenstände, Spielzeug der Kinder, auch zahlreiche Kupferstiche (bes. aus dem alten Berlin); Gouachebild von Dähling: Friedrich Wilhelm III., die Königin Luise und Alexander I. in Memel (1802); Abbildungen der Truppengattungen beim Regierungsantritt des Königs, von ihm selbst. Den Oberstock bewohnte Friedrich Wilhelm IV. 1848 während der Revolution mehrere Wochen; hier auch der Tisch, an dem er 1850 die neue Verfassung unterzeichnete.“ (Sie galt bis 1918 und hatte den längsten Grundrechtekatalog aller deutschen Verfassungen.)

Kießling weiß nichts von den Papiertapeten. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts begann man, statt sie mit Stoff oder Leder zu bespannen, die Wände mit Papiertapeten zu schmücken. Von allen Hohenzollernschlössern sind die Tapeten untergegangen. Nur von Paretz sind sie erhalten, weil sie 1945 dort geborgen und nach Potsdam geschafft wurden. Überhaupt kann man nur staunen, was in den dortigen Magazinen doch alles erhalten blieb. Sogar Bestände des Hohenzollernmuseums im Schloß Monbijou, deren Ruine an der Spree im Berliner Zentrum 1959 auf Befehl der SED gesprengt wurde. Daß die Rekonstruktion des Schlosses Paretz so zügig vonstatten ging, lag wesentlich daran, daß die Stiftung Brandenburgisch-Preußische Schlösser und Gärten erst unter Joachim Giersberg und dann unter Hartmut Dorgerloh die Tapeten wieder in Paretz sehen wollte. 2001 kehrten die in Berliner Manufakturen geschaffenen einmaligen Kunstwerke an den angestammten Ort zurück.

Die Grundstruktur der Anlage blieb trotz häßlicher Veränderungen am Schloß nach 1945 erhalten. Zwischen 2004 und 2006 wurde der ehemalige Stall der Gutsanlage gründlich saniert. Seitdem werden dort aus den Marställen der Hohenzollern Kutschen, Schlitten und Sänften gezeigt (teilweise bis zum Zweiten Weltkrieg Bestand des Hohenzollern Museums).

Im Land verwurzelte Märker betonen Ortsnamen gern auf der zweiten Silbe: Lebús, Gransée und Parétz. Man kann aber auch Páretz sagen, denkt aber auf jeden Fall an Luise.

Das Ostpreußenblatt

Nr. 43 – 27. Oktober 2007

MELDUNGEN

Auf zu den Soldaten!

Königsberg – „Pora w soldaty“ heißt es zweimal jährlich für junge russische Staatsbürger: Auf zu den Soldaten! Seit Anfang Oktober läuft der Herbst-„prisyw“, die Musterung – auch unter Königsbergern zwischen 18 und 27 Jahren. In Sachen Wehrpflicht ist Königsberg in einer zwiespältigen Lage: Einerseits besteht seit Herbst 2005 ein offizielles Verbot des Verteidigungsministeriums, Wehrpflichtige aus der Region nach Tschetschenien oder anderen „Brennpunkten“ zu schicken. Das gerade in Königsberg sehr aktive und mißtrauische „Komitee der Soldatenmütter“ wacht mit Argusaugen darüber, daß möglichst alle Eingezogenen bei der „Baltflot“ im heimatlichen Umkreis dienen. Andererseits sind die jungen Männer aus Königsberg deutlich gesünder und folglich tauglicher als der russische Rest – just die Auffüllung, welche die Armee „verzweifelt“ sucht. Sie steckt in einer Personalkrise, die sich 2008 nach der Verkürzung des Wehrdienstes von 18 Monaten auf ein Jahr vertiefen wird. Ein Ausweg wären „kontrakty“, Verpflichtungen auf drei Dienstjahre, welche die „Soldatenmütter“ ihren Söhnen „strengstens verboten“ haben. Die Mütter kennen die Armee: Schinderei, Schikane und Schläge, korrupte Vorgesetzte, verwahrloste Kasernen, erbärmliche medizinische Betreuung etc., was alljährlich rund zehn Prozent der Wehrpflichtigen nicht überleben. Der zivile Ersatzdienst, die „alternatiwka“, ist keine Alternative, da sie noch dreieinhalb Jahre dauert und erst 2008 auf 21 Monate verkürzt werden soll. In Königsberg sind Musterungsprozeduren erträglicher, da laut Plan 1200 Rekruten einberufen werden sollen und die bislang acht Wehrkreiskommandos zu einem fusioniert wurden. Das alles „ist nicht viel für eine Region wie diese“, schreibt die lokale Presse, aber den Jugendlichen ist es noch zu viel. Sie wollen das „weiße Billett“, die Ausmusterung wegen Gesundheitsmängeln. In diesem Herbst stehen rund 1000 Jugendliche zur Musterung an, von denen bestenfalls die Hälfte eingezogen wird, wobei sich die Zahl nach dem Grundwehrdienst dank „otstrotschka“ (Ausmusterung) weiter vermindert – sehr deutlich, hofft Maria Bonzler, Chefin der Königsberger „Soldatenmütter“. *Wolf Oschlies*

Minister Wlasenko geht

Königsberg – Nikolaj Wlasenk ist als Industrieminister des Königsberger Gebietes zurückgetreten. Vor knapp zwei Jahren, im November 2005, hatte ihn Gouverneur Georgij Boos in seine Regierung geholt. Der erfolgreiche Geschäftsmann begründete die Beendigung seines Ausflugs in die Politik mit Geschäftsinteressen: „Ich habe jetzt in Moskau zu tun, das hängt mit der Umstrukturierung unserer Handelskette ‚Victoria‘ zusammen.“

»Ich baue sie wieder auf«

Aleksandr Anatoljewitsch Schirwindt hat große Pläne mit der Stadt gleichen Namens

Von Wolf Oschlies

Schirwindt (russisch-kyrillisch geschrieben) heißt ein Moskauer Bühnenstar. Schirwindt (in deutsch-lateinischer Schreibweise) hieß eine deutsche Stadt im östlichsten Ostpreußen. Gegenwärtig klagt der Schauspieler Schirwindt, daß die Stadt Schirwindt „stertyj s liza semli“ – ausgelöscht sei vom Antlitz der Erde. Alle drei Elemente – Autorenname, Stadtname und russische Klage über das Stadtschicksal – stehen auf der Titelseite eines kleinen Büchleins von 208 Seiten, das anfänglich nur wenige kauften, die wohl die heimliche Paradoxie dieser Namensgleichheit anzog. Seit einigen Monaten hat sich Schirwindts „Schirwindt“ zum größten russischen Bucherfolg der letzten Jahre gemausert: Die Medien wetteifern in hymnischen Besprechungen, der Verlag „Eksmo“ druckt rund um die Uhr, das lesehungrige Publikum stiehlt einstweilen jedes Exemplar, dessen es habhaft werden kann. Diesen Ladendiebstahl hat der Autor jüngst begeistert in einem Interview herausgetratscht, wie er auch generell dafür sorgt, daß die Stadt Schwirwindt derzeit in aller Russen Munde ist. Daß Schirwindt seit dem 17. November 1947 von den Russen „Kutusowo“ genannt wird und eine menschenleere Ödnis ist, scheint vergessen – russische Zeitungen publizieren laufend alte Ansichten und Stadtpläne von Schirwindt, auch Tilsit, Gumbinnen und weitere ostpreußische Städte feiern in russischen Medien ihre namentliche Auferstehung. So viel Ostpreußen war in Rußland nie, und das ist erst der Anfang.

Am 31. Juli 1944, punkt 18 Uhr, verließen die Einwohner von Schirwindt ihre Stadt, die zuvor unter heftigen Bombardements russischer Kampfflugzeuge gelegen hatte. Damit endete die deutsche Geschichte der Stadt, die „mit deutscher Gründlichkeit“ später in einer „Eigenbau-Chronik“ von 500 Seiten in kleinster Schrift erfaßt wurde. Dieses Werk bekam Aleksandr Schirwindt geschenkt, und es bildete die Faktengrundlage seines „Schirwindt“-Buchs. Es stand ja auch alles darin: Verzeichnis der Einwohner, Lagepläne von Straßen und Häusern, Namen von Pfarrern und Lehrern aus über 100 Jahren und vieles mehr – bis zu solchen Details, daß im Winter 1845 eine Temperatur von minus 32,5 Grad gemessen wurde und daß am 1. und 2. Juli 1928 ein Meter Schnee gefallen war. Sogar über den Weggang der Einwohner fanden sich einige konkrete Daten: 26 starben während der Flucht, 191 wurden in der späteren DDR ansässig, 415 in der späteren Bundesrepublik, „über die anderen gibt es keine Angaben“. Heute soll es in Deutschland noch 40 Schwirwindter geben, „der jüngste wurde 1944 geboren“.

Als sich Jahrzehnte später die ersten Schirwindter wieder in die Heimat wagten, konnten sie zu dieser nicht durchdringen. Auf dem Gelände des alten Schirwindt war ein Truppenübungsplatz errichtet worden, dessen Einzelheiten der Historiker Gennadij Kretinin kennt: „Seine Fläche maß 20 mal 40 Kilometer, er war der größte seiner Art in der Sowjetunion. Hier fanden Militärübungen des Warschauer Paktes statt. Bis 1985 durften Deutsche nicht hierher kommen, ausgenommen der DDR-Verteidigungsminister, der bei einem Manöver Gast war. Seine Mutter war in Königsberg begraben, und er versuchte, ihr Grab zu finden. Aber in den 1980er Jahren waren die deutschen Friedhöfe von Königsberg längst beseitigt.“

Von Königsberg bis Schirwindt benötigt man heute etwa drei Stunden Autofahrt, was weniger an der Entfernung und mehr an der schlechten Straße liegt: Sie ist nicht asphaltiert – „eher für Panzer bestimmt als für nicht-wehrpflichtige ausländische Automarken“ (lästerte die Illustrierte „Ogonjok“). Wer fährt schon nach Schirwindt? Dort tun noch acht Grenzsoldaten Dienst und drei Hunde, „deutsche Schäferhunde“.

Aleksandr Schirwindt, der seit Monaten mit seinem „Schirwindt“-Buch allrussische Furore macht, bezeichnet in diesem die Umbenennung der Stadt in „Kutusowo“ als „völlig logische Sache“. Was meinte er damit, war das wieder eine der legendären „Schirwindtschen Fabeln“? Fürst und General Kutusow (1745–1813) dürfte der einzige Soldat der Militärgeschichte sein, dessen Ruhm sich auf geniale Verteidigung, kluge Rückzüge, überlegte Ausweichmanöver und ähnliche „unmilitärische“ Qualitäten gründete. So hat Kutusow Napoleon aus Rußland vertrieben – mit ähnlichen Taktiken hat Schirwindt den Sowjets getrotzt. Warum das nötig war, erzählt er in seinem Buch: „Mein zartfühlender und einmaliger Papa war ein Preuße, meine Mutter stammte aus Odessa. Als ich einmal sentimental in staubigen Familiendokumenten kramte, fand ich ein amtliches Schriftstück. Daraus ging hervor, daß mein Papa nicht Anatolij, sondern Teodor geheißen hatte. Da in jenen Jahren ein deutscher Name sogar noch gefährlicher als ein jüdischer war, erfanden sie den Anatolij, aber ich müßte eigentlich Aleksandr Teodorowitsch heißen – wunderbar!“ Es war natürlich nicht wunderbar, und es ging auch nicht um Vor- oder Vatersnamen. Das größere Ärgernis war der „deutsche“ Familienname. In einem Interview zitierte Schirwindt 2002 eine Freundin, die ihn „beneidete“, mit wieviel „Mannhaftigkeit er seinen Familiennamen verteidigte“.

Schirwindt ist (nach Ansicht seiner Millionen Bewunderer) ein „gedankentiefer, bezaubernder Zyniker“, dem man einen besoldeten Journalisten zur Seite stellen sollte, damit dieser alle seine Boshaftigkeiten notierte. Vor allem ist Schirwindt der „chosjain“ (Chef), wo immer er sich zeigt. Das erlebten am 14. Mai 2007 ungezählte begeisterte Russen, die das TV-Progamm „Echo Moskaus“ verfolgten. Dabei handelt es sich um ein hochkarätiges Frage-Antwort-Forum, das gelegentlich auch Präsident Putin für einen Dialog mit der Nation nutzt. Jetzt trat Schirwindt auf (einmal ohne seine Pfeife, die er seit über 44 Jahren kaum ausgehen läßt), der Star-Moderatorin Ksenija Larina umgehend in ein Wortgefecht der besonderen Art verwickelte. Larina legte ihm die Frage eines gewissen Nikolaj vor: „Verehrter Aleksandr, falls Sie einmal Präsident werden, wollen Sie dann Ihre Stadt Schirwindt wieder aufbauen, die doch vom Antlitz der Erde getilgt ist?“ Die Frage war nach Schirwindts Herz: „Das sage ich dir, ich baue sie wieder auf, sogar wenn ich nicht Präsident werde. Natürlich ist es

Fortsetzung auf Seite 16



Der Schauspieler ist dem Politiker sogar einen Orden wert: Putin und Schirwindt (rechts) Foto: AP

Die Vita des Aleksandr Anatoljewitsch Schirwindt

Aleksandr Anatoljewitsch Schirwindt wurde am 19. Juli 1934 in Moskau geboren. Seine Mutter Raisa war eine ehemalige Schauspielerin, und schon als Kind erlebte Schirwindt alle damaligen Theaterstars als Gäste seiner Familie. 1952 trat er selber in die berühmte Schtschukin-Theaterschule ein, die heute eine Hochschule ist. 1956 beendete er die Ausbildung „mit Auszeichnung“. Sein erstes Engagement fand er beim Moskauer Komsomol-Theater, wo er im Laufe der Jahre über 30 Rollen verkörperte. Bereits als Student hatte Schirwindt zusammen mit Kommilitonen ein Kabarett gegründet, das später als die „Kapustniki“ (Kohlraupen) legendäre Erfolge hatte. Schirwindt, Dershawin, mit dem er bis heute befreundet ist, und weitere junge Akteure traten im Haus der Schauspieler mit Szenen und Sketchen auf, die alle negativen Seiten des sowjetischen Alltags veralberten. An so etwas durften die großen Theater oder der Film nicht einmal denken, da es umgehend als „Verleumdung“ gebrandmarkt worden wäre, aber die jungen Frechdachse kamen ungeschoren davon. Sie spielten täglich zweimal vor stets ausverkauften Haus, und mit jedem neuen Programm traten sie auch in Leningrad auf, wo sich ihr Erfolg wiederholte. Als Autor und Regisseur vieler Programme war Schirwindt eine Säule der „Kapustniki“, als Akteur verbreitete er so viel fröhlich-positive Stimmung, daß die Zensur die politischen Widerhaken im Inhalt einfach übersah.

1970 trat Schirwindt ins Moskauer Satiretheater ein, wo er immer noch tätig ist, seit Dezember 2000 auch als künstlerischer Leiter. Das Theater besteht seit 1924 und zu seinem 60. „Geburtstag“ richtete Schirwindt die Revue „Schweige, Kummer, schweige“ aus, die an alle Höhen und Tiefen dieser Bühne erinnerte. Der vielseitig begabte, gutaussehende Schirwindt erlebte persönlich keine Tiefen mehr, da sich sein Hauptmakel, der Familienname, über Nacht in ein nationales Symbol verwandelt hatte. Details erzählt er in seinem Buch: „Mein verstorbener Vetter Bobka, Major bei der Artillerie, schickte mir im August 1944 einen Ausschnitt aus einer Frontzeitung mit der Schlagzeile: Wir haben Schirwindt befreit.“ Schirwindt kramte in Archiven, fand Details über die Stadt und war fortan dank seiner Namensgleichheit mit diesem Symbol sowjetischer Fronterfolge vor jedem Ärger gefeit.

1956 entdeckte der Film den Schauspieler Schirwindt, und zahlreiche Rollen, die derzeit in DVD-Version auferstehen, machten ihn zu einem der populärsten und beliebtesten Schauspieler. Offizielle Ehrungen ließen nicht lange auf sich warten: 1984 bekam er den Titel „Nationalkünstler“, 1995 wurde er Professor an seiner alten Theaterschule, dazu kamen Mitgliedschaften in Akademien und Verbänden und vieles mehr. Die originellste Ehrung dachte sich 1997 das Institut der theoretischen Astronomie der Russischen Akademie der Wissenschaften aus, als es einem kleinen Planeten den Namen „Schirwindt“ gab. *W. O.*

»Ich baue sie wieder auf«

Fortsetzung von Seite 15

nicht schlecht, Präsident zu sein, wenigstens zeitweilig, aber die Stadt muß wieder erstehen. Ich war in Kaliningrad, genauer bei Kaliningrad oder ganz genau bei Königsberg. Ich hatte dort ein Theater-Festival für Amateure zu eröffnen. Ein gutes Festival, engagierte junge Leute, aber ich fragte doch: ‚Und wo ist meine Stadt?‘ Da kamen die Verwaltungschefs des Bezirks, prima Jungs, und die sagten mir: ‚Kommen Sie zu uns, wir werden darüber nachdenken.‘ Ich darauf: ‚Ich brauche nicht viel.‘ Sie: ‚Aber es gibt keine Stadt mehr. Dort ist eine Wüste.‘ Ich: ‚Dann gebt mir einen Hektar, oder besser 400, damit ich dort meine Freunde ansässig mache.‘ Du, Ksenija, kriegst auch ein Eckchen, wo du still sitzen kannst, mit dem Mikrophon vor der Nase.“ Larina: „In Ordnung, aber mach’ du doch dein Radio auf, dein Schirwindt-Fernsehen, das wäre wunderbar!“ Schirwindt: „Stell dir vor, wie schön ein Programm Echo Schirwindts wäre.“ Larina: „Abgemacht, wir werfen alles hin und gehen nach Schirwindt.“ Schirwindt: „Und preisgünstig! Du kennst doch die astronomischen Moskauer Immobilienpreise. In Schirwindt bekommst du deinen Winkel von mir als Geschenk.“

„Echo Moskaus“ hatte an diesem Abend ungewöhnlich wenige Anrufer und Fragensteller, aber eine Einschaltquote bis zu den Sternen. Schirwindt hätte das Moskauer Telefonbuch verlesen können, die Zuschauer wären zufrieden gewesen. Aber er tat dem Publikum den Gefallen, zu reden und zu philosophieren, zu witzeln und zu kritisieren, mit Erinnerungen zu spielen und mit Wörtern zu jonglieren, und der ganzen russischen Welt seine Baupläne für das vordem deutsche Schirwindt mitzuteilen.

Kurz nach der TV-Sendung starteten die offiziellen Präsentationen seines „Schirwindt“-Buchs, die der Autor als willkommene Gelegenheit nutzte, seine Pläne weiter auszuführen, was Mitte September etwa so klang: „Ich will Dokumente sammeln und damit beweisen, daß die Stadt Schirwindt ihren Namen zu Ehren meiner Vorfahren trägt. Dann will ich die ganze Region privatisieren und dort die Stadt meiner Vergangenheit erbauen, solange dafür noch Zeit ist.“ Das war eine geniale Frechheit, die sich nur jemand wie Schirwindt erlauben durfte. Erstens ist das mit der Privatisierung von Grund und Boden in der Russischen Föderation immer noch eine schwierige Sache. Zweitens steht das ganze nördliche Ostpreußen nach wie vor unter militärischer Verwaltung. Und drittens sind Schirwindt und Umgebung offiziell immer noch Truppenübungsplatz, auf den Zivilisten keinen Fuß setzen dürfen.

Was alles nicht gilt, wenn man Schirwindt heißt. Der trat Ende September mit seinem Freund Dershawin in Königsberg in einer Boulevardkomödie auf, deren Vorstellungen vom Publikum gestürmt wurden – ungeachtet des Raubritterpreises von 1250 Rubel pro Billett, umgerechnet 35 Euro. Bei dieser Gelegenheit sang er einmal mehr sein Schirwindt-Lied: „Ich will das Land meiner Vorfahren aufkaufen und dort eine Stadt errichten.“ Im Königsberger Gebiet, dieser „russischen Enklave“ zwischen der Republik Litauen und der Republik Polen, werden auch die abseitigsten Ideen erst einmal angehört, dann nach Möglichkeit umgesetzt. Nach ihrem Königsberger Gastspiel wurden Schirwindt und Dershawin nach Haselberg eingeladen, wo man für die „Ehrengäste“ ein besonderes Programm organisiert hatte. Den unerwarteten Höhepunkt der Feierlichkeiten markierte Bezirkschef Wladimir Sytnjuk, als er vor einer großen Menschenmenge erklärte: „Ich möchte unseren Gästen ein Stück Land am Ufer der Scheschupa schenken. Jeder bekommt acht Hektar.“ Sofort wurden Schirwindt und Dershawin für die Fotografen an einen Baum postiert, auf dem ein Schild in deutscher Sprache prangte: „275 Jahre Schirwindt“.

„Das reicht ja gerade für eine Grabstelle“, murmelte Schirwindt, als er Sytnjuks Erklärung vernahm. Was danach geschah, hat gewiß Schirwindts milden Zynismus befriedigt: In Haselberg gab’s gewaltigen Ärger und eine Fülle von Gerüchten, denen Jurij Girevoj, Vize-Chef des Bezirks, am 1. Oktober energisch entgegentrat: „Es geht nicht um ein Verschenken von staatlichem Grundbesitz. Wladimir Sytnjuk hat ein persönliches Geschenk gemacht, keins im Namen der Stadt. Es steht ihm frei, ein Stück Land zu erwerben und dieses dann nach Belieben zu verschenken. Und die Urkunde, die Anatolij Schirwindt bekam, war keine Schenkungsurkunde, sondern ein Zertifikat über seine Ehrenbürgerschaft in der Stadt.“ Das klingt nicht sehr glaubwürdig, ist aber machbar: Jetzt muß Sytnjuk nur noch den Boden kaufen, den er Schirwindt und Dershawin bereits versprochen hat. Der Kaufpreis wird bei mindestens 240000 Rubeln (6800 Euro) liegen, „doch wird er angesichts der Popularität der künftigen Besitzer gewiß um eine Mehrfaches wachsen“ (so die Moskauer „Komsomolskaja Pravda“ am 2. Oktober).



Die verschwundene Stadt: Schirwindt wurde nicht wieder aufgebaut. Foto: Archiv

Der Schauspieler Schirwindt hat einfach nicht das Geld, „sein“ Schirwindt wieder aufzubauen. Das ist ihm auch herzlich egal: Er kennt die Pläne Moskaus, möglichst viele russische Emigranten aus dem Ausland heimzuholen und sie in ausgewählten Regionen anzusiedeln. Eine dieser „A-Zonen“ ist das Königsberger Gebiet, was im Klartext heißt, daß die Rubel für jedes Projekt rollen werden, welches regionale Attraktivität für auslandserfahrene Neubürger verspricht. Der Rest sind publikumswirksame Exkurse („Schirwindt ist die Heimat meiner Ur-Ur-Ur-Ahnen“) und Appelle an russische Sentimentalität, etwa wenn Schirwindt und Dershawin dort Blumen niederlegten, wo einst Friedhof und Kirche von Schirwindt standen.

Als das Schirwindt-Buch vor einem knappen Jahr erschien, war das eher eine Versteckung als eine Veröffentlichung: 7000 „Signal-Exemplare“ nur für die Presse. Was immer die Verlagsherren gedacht oder befürchtet hatten – das Buch machte seinen Weg, selbst aus dem fernen Los Angeles konnte die Agentur Itar-Tass begeisterte Leserreaktionen vermelden. Umgehend druckte „Eksmo“ Auflage und Auflage, jede zu 10000 Exemplaren. Dazu kamen die Buchpräsentationen, deren schönste im Moskauer Zentralen Schauspielhaus über die Bühne ging. Den Bühnenvorhang bildete ein vergrößerter Stadtplan des alten Schirwindt, von dem Autor Schirwindt kleinere oder größere Stücke an alte Freunde und Mitstreiter verschenkte – nicht etwa als Souvenir, sondern als Bürgerbrief für das neue Schirwindt, das Aleksandr Schirwindt in seinem Buch bereits entworfen hatte und nun bevölkerte. Bei dieser Gelegenheit erklang das neue Lied „Schirwindt lebt ewig“. Momentan lebt es noch (so der Autor) als „kniga-gorod“, wörtlich „Buch-Stadt“ und verstanden als virtuelle Ansiedlung in einem Straßengewirr mit teils eindeutigen Namen: „Sackgasse Unterhaltung“, „Wüstenei Hoffnung“, „Propheten-Gasse“, „Theater-Platz“ etc. Daneben hat Schirwindt andere Straßen gelegt, die er nach seinen Vorbildern oder Freunden benannte – vom „Gogol-Boulevard“ bis zur „Dershawin-Brücke“. Viele Leser werden sich fragen, was das Primäre an diesem Buch ist: Hat der Autor eine Stadt Schirwindt ersonnen, um seinen Namen und seine Autobiographie in ein interessantes Licht zu stellen? Oder konnte er nur seine Autobiographie schreiben, indem er sein Leben, seine Arbeit, seine Freunde in einer einst realen, nun auf Auferstehung wartenden Stadt seines Namens Revue passieren läßt. Schirwindt darf man danach nicht fragen, denn der hat schon eine hintergründige Warnung geäußert: „Ich bin nicht nachtragend, aber ich erinnere mich an alles.“

Die ostpreußische Familie

Lewe Landslied,
liebe Familienfreunde,

zwei gute Nachrichten vorweg. Ganz unerwartet ist es doch gelungen, im Ostheim in Bad Pyrmont noch einen Termin für ein Seminar zu bekommen, auf dem wir einige Themen behandeln werden, die wir für das Symposium über „Die Flucht“ terminiert hatten. Letzteres ist nicht aufgehoben, sondern nur aufgeschoben, es ist nun für einen Zeitpunkt im ersten Quartal 2008 eingeplant, weil sich neue Programmpunkte ergeben haben. Da es wegen der Themenfülle als viertägiges Symposium konzipiert wurde, war ein früherer Zeitpunkt leider nicht realisierbar. Wir werden rechtzeitig und ausführlich über das geplante Symposium berichten. Jetzt haben wir aber kurzfristig ein dreitägiges Seminar – von Freitag, den 23. bis Sonntag, den 25. November 2007 – auf dem Programm, das wieder ein richtiges Treffen der Ostpreußischen Familie werden soll, auch mit aktuellen Themen, die sich aus unserer „Familien“-Arbeit ergeben, und mit regem Gedanken- und Erfahrungsaustausch. Weil es aber das letzte Wochenende vor dem Ersten Advent ist, sollen auch heimatliche Abendstunden zur Entspannung beitragen, deshalb haben wir es „Adventsseminar der Ostpreußischen Familie – Flucht und Vertreibung“ betitelt. Dies als Vorinformation, damit interessierte Leserinnen und Leser rechtzeitig planen können. Das vollständige Programm und weitere Informationen werden wir in der nächsten Ausgabe veröffentlichen.

Die zweite gute Nachricht: Die 98jährige Ostpreußin, die so gerne unsere Zeitung lesen möchte, aber aus finanziellen Gründen darauf verzichten muß, können wir mit einem Patenschafts-Abonnement beglücken. Es hatten sich einige Hilfsbereite gemeldet, die es übernehmen wollten. Unser Chefredakteur Klaus Voss und ich haben eine Leserin aus Bonn als Spenderin gewählt. Wir danken ihr wie auch allen anderen Leserinnen und Lesern für die Bereitwilligkeit, einer so hochbetagten, schwerbehinderten Ostpreußin ein Stückchen bewahrte Heimat zu geben – das ist unser *Ostpreußenblatt* nun einmal.

Ein Schiff wird kommen – zwar erst zur nächsten Kieler Woche, aber die Bugwellen eilen schon voraus. Denn es handelt sich um ein Schiff, das sich in die Annalen der größten Rettungsaktion der Geschichte, die „Rettung über See“, eingeschrieben hat, wenn auch erst in ihrem letzten Kapitel, nachlesbar aber anscheinend in keiner veröffentlichten Dokumentation. Das liegt wohl darin, daß der historische Dampfeisbrecher weder zur Kriegs- noch zur Handelsmarine gehörte, 1945 in Hamburg stationiert war und erst während der letzten Kampftage im Mai zum Einsatz kam. So wie das Schiff seine Flagge im Laufe seiner langen Geschichte wechselte, änderte sich auch sein Name. Heute heißt es „Kuna“, der polnische Name für Marder, wie das Schiff wohl während der Rettungsaktion hieß. Erbaut wurde es 1884 auf der Danziger Schiffswerft und Kesselschmiede F. Devrient für die Königlich-Preußische Weichselstrombauverwaltung und erhielt den Namen „Ferse“ nach einem Nebenfluß der Weichsel. Es blieb auch dort im Einsatz, als Danzig Freistaat wurde und während des Zweiten Weltkrieges bis zum bitteren Ende. Nachdem die Briten das Schiff in die Royal Navy eingegliedert hatten, übergaben sie es 1947 der polnischen Verwaltung, die es wieder auf der Weichsel einsetzte. 1965 kam dann das Aus für die „Kuna“, sie wurde ausgeschlachtet. Der Rest lag in Gorzow unter Wasser, bis 1998 dort ein „Verein der Wasserfreunde“ gegründet wurde, dessen Mitglieder sich des Wracks annahmen und es in sieben langen Jahren nach den Originalplänen restaurierten. Heute dient die „Kuna“ als Ausbildungsschiff und ist zugleich ein schwimmendes Museum, das seine wechselvolle Geschichte dokumentiert.



„Kuna“: Früher hieß der Eisbrecher „Marder“ beziehungsweise „Ferse“. Foto: privat

Und die will es nun auch auf der nächsten Kieler Woche, die vom 21. bis 29. Juni 2008 stattfindet, interessierten Besuchern aufzeigen. Initiator für diese Aktion ist Dr. **Jürgen D. Berndt** aus Kiel, der damit eine Plattform für einen Austausch von Gedanken und Erinnerungen schaffen will. Kapitän **Hopfer** und seine kleine Crew werden die „Kuna“ über die norddeutschen Wasserstraßen von Berlin – wo im Mai das Schiff im Historischen Hafen vor Anker ging und schon viele Besucher zählen konnte – über Havelberg, Hamburg und Brunsbüttel nach Kiel bringen. Alle administrativen Hürden sind dank Mithilfe von Wasser- und Schiffahrtsdirektionen Ost und Nord sowie des Bundesverkehrsministeriums schon genommen. Damit ist ein Teil der selbst gewählten Rolle, die Herr Dr. Berndt in dieser Aktion einnimmt, bereits erfüllt. Nun hofft er auf Bestätigung seiner ideellen Vorgaben: Eine Verbindung vom Einst zum Jetzt zu schaffen, und dazu gehört auch, die Vergangenheit zu erhellen und dadurch neue Erkenntnisse zu gewinnen. Deshalb hat er sich an uns gewandt und bewußt diesen frühen Zeitpunkt gewählt, denn er hofft, daß sich noch Leserinnen und Leser an die frühere „Marder“ / „Ferse“ erinnern, vielleicht sogar durch sie gerettet wurden. Es könnten Flüchtlinge aus Ostpreußen sein, die bis Danzig gekommen waren, Westpreußen und Danziger, die bis zuletzt ausgeharrt hatten und nun Anfang Mai eine der letzten Möglichkeiten zur Flucht über See sahen. Vielleicht meldet sich auch jemand von der damaligen Besatzung oder andere Zeitzeugen, die sich an den Einsatz des Eisbrechers in deutscher Zeit erinnern und zur Aufarbeitung seiner Geschichte beitragen könnten. (Dr. Jürgen D. Berndt, Rathausstraße 26, 24103 Kiel, Telefon 04 31/ 9 66 22, Fax 04 31/ 9 65 65.)

Ruth Geede Foto: privat

Eure

Ruth Geede

Ruth Geede

„Unsere Familie“ auch im Internet-Archiv unter www.preussische-allgemeine.de



ZUM 105. GEBURTSTAG

Chilla, Gustav, aus Treudorf, Kreis Ortelsburg, jetzt Milchpfadstraße 7, 45659 Recklinghausen, am 31. Oktober

ZUM 99. GEBURTSTAG

Torkler, Emma, geb. **Borutta**, aus Kölmersdorf, Kreis Lyck, jetzt Andreストraße 17, 09112 Chemnitz, am 2. November

ZUM 96. GEBURTSTAG

Angrabeit, Toni, geb. **Krieger**, aus Tapiau, Kreis Wehlau, jetzt Pestalozzistraße 45, 35394 Gießen, am 1. November

Olschewski, Anny, aus Langheide, Kreis Lyck, jetzt Kleine Straße 3, 49661 Cloppenburg, am 29. Oktober

Pogorzelski, Gertrud, geb. **Zimmermann**, aus Lyck, jetzt Am Hang 20, OT Deuchelried, 88239 Wangen im Allgäu, am 4. November

ZUM 95. GEBURTSTAG

Groß-Pittag, Frieda, geb. **Ratzlaf**, aus Hasenberg, Pomauden, Kreis Wehlau, jetzt Michael-Rechl-Straße 8, 84518 Garching, am 4. November

Laschienski, Anna, geb. **Schneider**, aus Ortelsburg, jetzt Im Dreieck 27, 26121 Oldenburg, am 29. Oktober

Oppermann, Hans-Erich, aus Lyck, jetzt Am Lindele 72, 73230 Kirchheim / Teck, am 2. November

ZUM 94. GEBURTSTAG

Chlench, Carl, aus Schnippen, Kreis Lyck, jetzt Ahornstraße 75, 32105 Bad Salzuflen, am 1. November

Fuss, Heinz, aus Ortelsburg, jetzt Braunschweiger Straße 22, 32756 Detmold, am 31. Oktober

Preuß, Ursula, geb. **Lemcke**, aus Rockeimswalde, Bergitten, Kreis Wehlau, jetzt Holzmühlenstraße 81, 22041 Hamburg, am 29. Oktober

ZUM 93. GEBURTSTAG

Denda, Emilie, geb. **Kattanek**, aus Mensguth, Kreis Ortelsburg, jetzt Wilhelmsdorfer Weg 27, 30179 Hannover, am 29. Oktober

Grundmann, Grete, aus Neidenburg, jetzt Am Hülsenbusch 34, 44803 Bochum, am 1. November

Wengelnik, Grethe, geb. **Kurlinski**, aus Roggen, Kreis Neidenburg, jetzt Pfingstanger 15, 37431 Bad Lauterberg, am 2. November

ZUM 92. GEBURTSTAG

Gawrisch, Kurt, aus Johannisburg, jetzt Wellenstraße 3, 49214 Bad Rothenfelde, am 13. Oktober

Kröll-Troyke, Margarete, geb. **Beyer**, aus Schirrau, Kreis Wehlau, jetzt Hammerbacher Straße 11, 91058 Erlangen, am 4. November

Messerschmitt, Gerda, aus Danzig, jetzt Birkenstraße 45, 28195 Bremen, am 3. November

Nowak, Eva, geb. **Beyer**, aus Wehlau, jetzt Brunhildenstraße 22 A, 85579 Neubiberg, am 4. November

Przygodda, August, aus Eckwald, Kreis Ortelsburg, jetzt Nonnenbusch 67, 45770 Marl, am 4. November

ZUM 91. GEBURTSTAG

Behr, Liesbeth, aus Stradaunen, Kreis Lyck, jetzt Liebermannstraße 5, 31303 Burgdorf, am 29. Oktober

ZUM 90. GEBURTSTAG

Barkawitz, Gertrud, geb. **Petschulies**, aus Heinrichswalde, Kreis Elchniederung, jetzt Esslinger Straße 44, 70736 Fellbach, am 3. November

Duwensee, Lieselott, geb. **Stock**, aus Königsberg, jetzt Altenwalder Chaussee 4 A, 27474 Cuxhaven, am 31. Oktober

Hartmann, Eva, geb. **Czibur**, verw. Janke, aus Albrechtswiesen, Kreis Angerburg, jetzt Freiherr-von-Stein-Straße 3, 37242 Bad Sooden-Allendorf, am 29. Oktober

Hein, Ida, geb. **Romanowski**, aus Freidorf, Kreis Neidenburg, jetzt Schuhkamp 5, 33803 Steinhagen, am 2. November

Perlbach, Heinz, aus Groß Schiermanen, Kreis Ortelsburg, jetzt Niobweg 2, 24159 Kiel, am 4. November

Tallarek, Meta, aus Gregersdorf, Kreis Neidenburg, jetzt Juffernstiege 7, 48291 Telgte, am 26. Oktober

Wittke, Grete, geb. **Schüler**, aus Tilsit, jetzt Goethestraße 4, 06804 Muldenstein, am 26. Oktober

ZUM 85. GEBURTSTAG

Albrecht, Käthe, geb. **Panzer**, aus Klein Schläfken, Kreis Neidenburg, jetzt Lüttmelland 26, 22393 Hamburg, am 29. Oktober

Czeranski, Helene, aus Wallen, Kreis Ortelsburg, jetzt Hauptstraße 18, 99195 Stotternheim, am 3. November

Herzberg, Kurt, aus Ortelsburg, jetzt Stolberger Straße 10, 06124 Halle / Saale, am 1. November

Hildebrandt, Agnes, geb. **Teschner**, aus Ostseebad Cranz, jetzt Neckarstraße 66, 45219 Essen, am 29. Oktober

Hosnofsky, Eva, geb. **Motikat**, aus Urbansprind, Kreis Elchniederung, jetzt Gorkistraße 184 A, 13437 Berlin, am 4. November

Hüttmann, Frieda, geb. **Hill**, aus Balga, Kreis Heiligenbeil, jetzt Kirchhofsallee 32 A, 23730 Neustadt in Holstein, am 30. Oktober

Kuhr, Werner, aus Goldbach, Kreis Wehlau, jetzt Lerchenweg 3, 89150 Laichingen, am 31. Oktober

Lautenbach, Erika, geb. **Arzipowski**, aus Usdau, Kreis Neidenburg, jetzt Vereinsstraße 18, 58099 Hagen, am 2. November

Maikranz, Ilse, geb. **Noetzel**, aus Kreuzingen, Kreis Elchniederung, jetzt Schulstraße 29, 35083 Wetter, am 1. November

Prickner, Martha, aus Lyck, jetzt Franz-Kail-Straße 53, 51375 Leverkusen, am 30. Oktober

Renat, Erwin, aus Heinrichswalde, Kreis Elchniederung, jetzt Friedrich-Mißler-Straße 1 A, 28211 Bremen, am 2. November

Schütt, Anita, geb. **Mattfeldt**, aus Grallau, Kreis Neidenburg, jetzt Kaltenweide 33, 25335 Elmshorn, am 29. Oktober

Skerswetat, Irmgard, geb. **Wittenberg**, aus Kloken, Kreis Elchniederung, jetzt Zum Damm 7, 24768 Rendsburg, am 1. November

Stempfle, Edith, geb. **Spee**, aus Funken, Kreis Lötzen, jetzt 1430 Eryn Cir, Suwanee GA 30024-2844, U.S.A., am 1. November

Walter, Gertrud, geb. **Waschk**, aus Hirschwalde, Kreis Johannisburg, jetzt Lange Wanne 31, 45665 Recklinghausen, am 1. November

Wohlgemuth, Rosemarie, geb. **Hoyer**, aus Groß Friedrichsdorf, Kreis Elchniederung, jetzt An der Helde 10, 29525 Uelzen, am 2. November

ZUM 80. GEBURTSTAG

Bandilla, Friedrich, aus Milussen, Kreis Lyck, jetzt Siedlerkamp 3, 38126 Braunschweig, am 4. November

Bandilla, Waltraud, geb. **Metschulat**, aus Bitzingen, Kreis Schloßberg, jetzt Oderstraße 1, 21435 Stelle-Ashausen, am 29. Oktober

Daumann, Walter, aus Hasenberg, Eisingen, Kreis Wehlau, jetzt Hauptstraße 26, 23847 Kastorf, am 2. November

Eschment, Eberhard, aus Bersbrüde, Kreis Ebenrode, jetzt Wülferoder Straße 106, 30880 Laatzen, am 30. Oktober

Grevsmühl, Ursel, geb. **Nitzkowski**, aus Lyck, jetzt Friedrichstraße 23, 23562 Lübeck, am 31. Oktober

Jacksties, Eva, geb. **Faehrmann**, aus Wilkendorf, Kreis Wehlau, jetzt In der Hardt 12, 58769 Nachrodt, am 3. November

Kowalewski, Ruth, aus Prostken, Kreis Lyck, jetzt Weltersbach 9, 42799 Leichlingen, am 30. Oktober

Lorenschat, Heinz, aus Wartenhöfen, Kreis Elchniederung, jetzt Schonnebecker Straße 58, 45884 Gelsenkirchen, am 30. Oktober

Ludwig, Renate, geb. **Pogorzelski**, aus Treuburg, jetzt Goethestraße 9, 91781 Weißenburg, am 4. November

Marzinszik, Erika, aus Alt Keykuth, Kreis Ortelsburg, jetzt Wichernstraße 38, 63452 Hanau, am 30. Oktober

Nehrenheim, Elfriede, geb. **Kohlmeier**, aus Klein Nuhr, Kreis Wehlau, jetzt Danklstraße 4, 81371 München, am 1. November

Pfeiffer, Eduard, aus Kleschen, Kreis Treuburg, jetzt Breslauer Straße 5, 44652 Herne, am 31. Oktober

Preuß, Rudi, aus Laptau, Kreis Samland, jetzt Dortmunder Straße 1, 08662 Zwickau, am 1. November

Pröck, Fritz, aus Brandenburg, Kreis Heiligenbeil, jetzt Knechtsand 18, 21476 Cuxhaven, am 4. November

Ruschewitz, Günter, aus Reuß, Kreis Treuburg, jetzt Poststraße 23 B, 42897 Remscheid, am 1. November

Simon, Gerda, geb. **Treppner**, aus Grünhayn, Kreis Wehlau, jetzt Havelstraße 93, 16547 Birkenwerder, am 29. Oktober

Thielemann, Trudel, geb. **Jeziorski**, aus Suleiken, Kreis Treuburg, jetzt Rückertstraße 22 b, 58675 Hemer, am 30. Oktober

Topel, Gerda, geb. **Weber**, aus Hohensprindt, Kreis Elchniederung, jetzt Im Grün 2 / 68, 77815 Bühl/ Baden, am 31. Oktober

Trettin, Edith, geb. **Ruhnau**, aus Hohenwalde, Kreis Heiligenbeil, jetzt Klosterstraße 12, 17291 Prenzlau, am 29. Oktober

Wiese, Karl Heinz, aus Neidenburg, jetzt Welckerstraße 24, 06295 Eisleben, am 28. Oktober

Zielke, Hildegard, geb. **Labusch**, aus Mensguth, Kreis Ortelsburg, jetzt Bodenweg 15, 44339 Dortmund, am 29. Oktober



Fischer, Konrad und Frau Ingrid, geb. **Kullak**, aus Jakunen, Kreis Angerburg, und Schönhofen, Kreis Treuburg, jetzt Kienhainweg 35, 91550 Dinkelsbühl, am 3. November

Helbing, Willy und Frau Irmgard, aus Groß Gottswalde, Kreis Mohrungen, jetzt Kapuzinerstraße 31, 46399 Bocholt, am 31. Oktober

Schönfelder, Achim und Frau Hulda, geb. **Thurau**, aus Groß Hasselberg, Kreis Heiligenbeil, jetzt Fischergasse 6 a, 08371 Glauchau, am 30. September

»Wir gratulieren« auch im Internet-Archiv unter www.preussische-allgemeine.de

Adventsfreizeit für Senioren im Ostheim in Bad Pyrmont

Bad Pyrmont – Vom 26. November bis 3. Dezember 2007 findet im Ostheim wieder die alljährliche Adventsfreizeit statt. In dieser vorweihnachtlichen Zeit wollen wir zusammen ein Stück auf die Weihnachtszeit zugehen. Die Angebote reichen vom morgendlichen Singen über die Seniorengymnastik, Dia- und Videoabenden, die Lesungen aus Werken ostpreußischer Dichter und Schriftsteller, Spaziergänge, Museumsbesuche und einen Halbtagesausflug bis zur heimatlichen Speisekarte am Mittag und Abend. Der unlängst als „Schönster Kurpark Deutschlands“ ausgezeichnete Park, lädt zu einem Bummel ein. Bei den täglichen Kurkonzerten finden Sie angenehme Entspannung und Unterhaltung. In der Hufeland-Therme können Sie die Meersalzgrotte genießen, in verschiedenen Saunen schwitzen oder das Wasser in unterschiedlichen Formen auf den Körper wirken lassen. Bad Pyrmont selbst lädt mit seinen Sehenswürdigkeiten, Einkaufsmöglichkeiten, Cafés, Kulturangeboten und dem Weihnachtsmarkt zum Bummeln und Genießen ein. Am letzten Abend stimmen wir uns mit einem „Adventsabend“ auf das kommende Weihnachtsfest ein.

Für diese siebentägige Adventsfreizeit stehen noch Einzelzimmer zum Preis von 319 Euro und Doppelzimmer zum Preis von 273,50 Euro pro Person zur Verfügung. Die Inklusivpreise beinhalten Vollpension, die Gästebetreuung, eine Halbtagesfahrt und die Reise-Rücktrittskostenversicherung. Die Kurtaxe wird vom Staatsbad Bad Pyrmont separat erhoben. Anfragen und Anmeldungen, diese bitte nur schriftlich, richten Sie an:

Ostheim – Jugendbildungs- und Tagungsstätte, Parkstraße 14, 31812 Bad Pyrmont, Telefon (0 52 81) 9 36 10, Fax (0 52 81) 93 61 11, E-Mail: info@ostheim-pyrmont.de

Veranstaltung der Prussia

Duisburg – Die „Prussia“ trifft sich Sonnabend, 3. November, 11 Uhr, im Museum Stadt Königsberg, Karmelplatz 5, Duisburg. Vor Beginn des Vortragsteils (10 bis 10.55 Uhr) ist – ebenso wie in der Mittagspause – Gelegenheit, das Museum und die Ausstellung „Käthe Kollwitz – Königsberger Jahre. Einfluß und Wirkungen“ zu besichtigen. Um 11 Uhr beginnt der Buchautor und Kulturkorrespondent von „Dagens Nyheter“, Dr. Per Landin, seinen Vortrag „Königsberg, Preußen und Deutschland aus der Sicht eines schwedischen Kulturkorrespondenten“. Gegen 14 Uhr spricht Dr. Christina Reich (Museum für Vor- und Frühgeschichte Berlin) über „Verloren geglaubte Geschichte – Die Prussia-Sammlung im Museum für Vor- und Frühgeschichte in Berlin“. Im Anschluß daran wird ein Diavortrag „35 Jahre – neue Prussia“ gezeigt. Gäste sind immer herzlich willkommen.

HÖRFUNK & FERNSEHEN

Sonnabend, 27. Oktober, 20.10 Uhr, n-tv: die Reportage – Bomben gegen Deutschland.

Sonnabend, 27. Oktober, 21.10 Uhr, n-tv: Die Bismarck.

Sonnabend, 27. Oktober, 22.05 Uhr, N24: Berlin – Hitlers letzter Kampf.

Sonntag, 28. Oktober, 9.20 Uhr, WDR 5: Alte und Neue Heimat.

Montag, 29. Oktober, 23.15 Uhr, WDR: Christen unterm Halbmond

Donnerstag, 1. November, 19.30 Uhr, N24: Verletzte Krieger.

Donnerstag, 1. November, 22.35 Uhr, MDR: Die heilige Radikale – Elisabeth v. Thüringen.

Freitag, 2. November, 20.15 Uhr, 3sat: Heimkehr aus dem Osten – Adenauers Kampf um die Gefangenen.

Freitag, 2. November, 22.10 Uhr, Arte: Liebe zwischen Schwarz und Weiß.

Veranstaltungskalender der Landsmannschaft Ostpreußen

3. / 4. November: Ostpreußische Landesvertretung in Bad Pyrmont.

5. bis 9. November: Kulturhistorisches Seminar für Frauen in Bad Pyrmont.

Nähere Auskünfte erteilt die Bundesgeschäftsstelle der Landsmannschaft Ostpreußen, Parkallee 84/86, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 41 40 08 26. Auf die einzelnen Veranstaltungen wird in der Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt noch gesondert hingewiesen.

Trakehner haben viel zu bieten

Pferde vom Feinsten und ein tolles Rahmenprogramm beim Hengstmarkt in Neumünster

Im Kalender jedes Pferdeinteressierten sind die Termine für Hengstkörungen rot angestrichen. Denn bei den hippologischen Top-Ereignissen treffen sich die besten jungen Hengste eines Jahrgangs – die Qualitätvollsten werden mit dem Körprädikat ausgezeichnet. Für die älteste und edelste Reitpferderasse der Welt steht der 45. Internationale Trakehner Hengstmarkt vom 25. bis 28. Oktober an. Und in diesem Jahr findet sich mehr als Körung und Auktion von besten Reitpferden, hoffnungsvollen Fohlen und ausgesuchten Stuten im Programm: Die Trakehner feiern ihr 275jähriges Bestehens, der Trakehner-Verband begeht seinen 60. Geburtstag und der Trakehner Hengstmarkt findet zum 45. Mal in den Holstenhallen in Neumünster statt. Diese Festivitäten werden mit eindrucksvollen Schaubildern in der großen Gala-Show am Sonnabendabend entsprechend gewürdigt.



Die sogenannte Pflastermusterung zog im vergangenen Jahr viele Neugierige und Interessierte an.
Foto: Janne Bugtrup

Darüber hinaus hat der Trakehner Hengstmarkt aber noch einiges zu bieten. Ein umfassendes Rahmenprogramm ist seit einigen Jahren zusätzlicher Bestandteil des elitären Events. So werden in Halle 5 zahlreiche Experten ihr Wissen kurz und leichtverständlich zum besten geben: Dr. Karl Blobel, Fachtierarzt für Pferde und lange Jahre Mannschaftstierarzt der deutschen Vielseitigkeitsreiter, wird zusammen mit Lena Vosswinkel von der Uni Kiel über die „Einflüsse der Haltung auf den Gesundheitszustand bei Zuchtstuten und Fohlen" referieren. Der Trakehner Förderverein präsentiert das Seminar „Kür im Fokus" mit TSF-Pferden unter der Regie von Katrin Poll. Silke Buck, erfahrene Ausbilderin und Fremdreiterin aus Rondeshagen, hält den Vortrag „Bewertungsmerkmale des Fremdreiters" – zusätzlich gibt es praktische Vorführungen und Kommentierungen aus dem Sattel.

Vielseitigkeitsreiterin Ingrid Klimke stellt ihr Buch „Die Grundausbildung des jungen Pferdes" vor. Und Hans-Heinrich Isenbart, ehemaliger Chef-Sportkoordinator der ARD, hält noch einmal die Laudatio „275 Jahre Trakehnen", die schon bei der Eröffnung der Sonderausstellung in Verden viele Pferdebegeisterte zutiefst berührte.

Ein Besuch des 45. Internationalen Trakehner Hengstmarktes in Neumünster noch bis zum 28. Oktober, lohnt sich also auf jeden Fall – denn hier kann man nicht nur Trakehner Pferde in erlesener Qualität bewundern, sein Wissen erweitern und eine einmalige Gala-Show genießen – man kann außerdem bei einem Stück gelebter Geschichte hautnah dabei sein!

Und auch die Stadt Neumünster weiß um den besonderen Reiz des Trakehner Hengstmarktes: So werden am Sonntag, der 28. Oktober, die Geschäfte in der Innenstadt zum verkaufsoffenen Sonntag einladen. Die Pferdestadt Neumünster plant außerdem zahlreiche Sonderaktionen. *EB*

LANDSMANNSCHAFTLICHE ARBEIT
LANDESGRUPPEN



BUND JUNGES OSTPREUSSEN

Vors.: Jochen Zauner Geschäftsstelle: Parkallee 86, 20144 Hamburg, Tel. (0 40) 41 40 08 24, Fax (0 40) 41 40 08 48, E-Mail: knapstein@gmx.de

BJO Bundesversammlung – Von Freitag, 26. bis Sonntag, 28. Oktober, Veranstaltet der BJO eine Bundesversammlung in der Jugendherberge Lüneburg, Soltauer Straße 133, 21335 Lüneburg. Tagesordnung: unter anderem Neuwahlen des Bundesvorstandes, Planung 2008. Programm: unter anderem Besuch des Ostpreußischen Landesmuseum, Stadtbummel in Lüneburg und Hamburg. Anmeldung zur Bundesversammlung, St. Hein, Stiftskamp 20, 44263 Dortmund, E-Mail: bjo@ostpreussen-info.de, Telefon (01 63) 9 24 80 65 (Lm. Hein), Fax (0 24 51) 91 29 26.

BJO – Freitag, 30. November bis Sonntag, 2. Dezember, Adventstreffen des BJO in Osterode (Ostpreußen). Alle Mitglieder erhalten eine Einladung per Post. Interessierte Nichtmitglieder wenden sich bitte an E-Mail: bjo@ostpreussen-info.de



BADEN-WÜRTTEMBERG

Vors.: Uta Lüttich, Feuerbacher Weg 108, 70192 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 85 40 93, Geschäftsstelle: Haus der Heimat, Schloßstraße 92, 70176 Stuttgart, Tel. und Fax (07 11) 6 33 69 80

Landesgruppe – Unter der Leitung der Landesvorsitzenden Uta Lüttich fand die Landesdelegierten- und Kulturtagung statt. Erstere stand unter dem Zeichen von Neuwahlen. Nach den Berichten der Landesvorstandsmitglieder und dem Kassenprüfungsbericht erteilten die Delegierten einstimmig Entlastung, so daß die Wahl vorgenommen wurde. Der Landesvorstand setzt sich nun wie folgt zusammen: 1. Vorsitzende Uta Lüttich, 2. Vorsitzende Rosemarie Winkler, 3. Vorsitzender Hans-Werner Schwalke, Schriftführer Andreas Praß, Schatzmeister Günter Borm, Beisitzer Irma Barraud und Helmut Pallaks, Erweiterter Landesvorstand: Kulturreferentin Ulla Gehm, Kassenprüfer Briganda Brück und Günter Wetzel. Mitglieder des Schlichtungsausschusses: Dr. Eberhard Klafki, Georg Winkler, Günter Rudat, Ersatzmitglied Horst Glombowski. Jugend: Rainer Claaßen, BJO-Vorsitzender Regionalverband Süd. Mit der Wahl von Hans-Werner Schwalke zum 3. Landesvorsitzenden ist die Tradition wieder aufgenommen, daß ein Mitglied des Landesvorstandes (LV) der LM Westpreußen dem LV der LM Ostpreußen angehört. In der letzten Landesvorstandssitzung hat die LM Westpreußen LG Baden-Württemberg (LW) beschlossen, mit der LM Ostpreußen LG Baden-Württemberg (LO) zu fusionieren. Der Zeitpunkt ist noch offen. Der erste Schritt ist, ein Mitglied der LW als 3. Landesvorsitzenden in den Landesvorstand der LO zu wählen. Herr Schwalke ist am 13. Oktober 1942 in Thorn geboren, 1945 von Danzig nach Dänemark geflüchtet, seit drei, vier Jahren bei der LM Westpreußen, 2. stellvertretender Landesvorsitzender LW und Vorsitzender der KG Stuttgart LW. Mit der Wahl von Andreas Praß zum Landesschriftführer ist ein junger Mann in den Landesvorstand gewählt worden, worüber die Delegierten sich besonders freuten. Herr Praß ist am 30. März 1963 in Reutlingen geboren, seine Altvorderen stammen seit 400 Jahren aus dem Kreis Allenstein. Über die Familiengeschichtsforschung ist er zur LO gestoßen. Er ist stellvertretender Vorsitzender der Gruppe Reutlingen.

Buchen – Sonnabend, 10. November, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe im „Reichsadler" zum „St. Martins-Gänsebraten-Essen". Außerdem wird Helga Ruhnke vom Leben und Wirken des Danziger Dichters Martin Damß berichten. Anmeldung unter Telefon (0 62 81) 81 37.

Reutlingen – Sonnabend, 10. November, 14 Uhr, Treffen der Gruppe zum Herbstfest im Treffpunkt für Ältere, Gustav-Werner-Straße 6. Zur kurzen Begrüßung durch die Erste Vorsitzende Ilse Hunger sowie Kaffee und Kuchen hat Andreas Praß ein Überraschungsprogramm vorbereitet. Dazu sind alle Landsleute und Gäste herzlich eingeladen. – Anmeldungen für die Fahrt zum Deutschlandtreffen in Berlin 2008 bitte bei Ilse Hunger tätigen.

Schwäbisch Hall – Sonnabend, 24. November, 15 Uhr, Treffen der Gruppe zum traditionellem Grützwurstessen im Seniorenwohnheim „Im Lindach". Am Anfang zeigt Elfi Dominik den Videofilm von der letzten Reise nach Pommern, Westpreußen und Masuren. Das Grützwurstessen beginnt um 17.30 Uhr. Um planen zu können, wird um eine baldige Anmeldung bei Elfi Dominik, Telefon (07 91) 7 25 53, gebeten.



BAYERN

Vors.: Friedrich-Wilhelm Böld, Telefon (08 21) 51 78 26, Fax (08 21) 3 45 14 25, Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg, E-Mail: info@low-bayern.de, Internet: www.low-bayern.de

Augsburg – Sonnabend, 27. Oktober, 15 Uhr, Treffen der Gruppe in den „Zirbelstuben". Juri Heiser stellt die Landmannschaft der Rußlanddeutschen vor.

Landshut – Dienstag, 6. November, 12.30 Uhr, Treffen am Hauptfriedhof, Eingang Marschallstraße, zum Gedenken der verstorbenen Landsleute. Anschließend, 15 Uhr, Treffen im Café Blaue Stunde.

Weiden – Sonntag, 11. November, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe zum Heimatnachmittag im „Heimgarten".



BERLIN

Vorsitzender: Rüdiger Jakesch, Geschäftsstelle: Stresemannstraße 90, 10963 Berlin, Zimmer 440, telefon (0 30) 2 54 73 43 Geschäftszeit: Donnerstag von 13 Uhr bis 16 Uhr Außerhalb der geschäftszeit: Marianne Becker, Telefon (0 30) 7 71 23 54



Lyck – Sonnabend, 3. November, 15 Uhr, Treffen in den Ratsstuben JFK, Am Rathaus 9, 10823 Berlin. Anfragen: Peter Dziengel, Telefon (0 30) 8 24 54 79.



Sensburg – Sonnabend, 10 November, 15 Uhr, Treffen im „Sportcasino" „Zur Wulle", Wullenweberstraße 15, 10555 Berlin. Vortrag: Dr. Plaschkei zur Arbeit des Volksbundes Deutsche Kriegsfürsorge. Anfragen: Andreas Maziul, Telefon (0 30) 5 42 99 17.



Rastenburg – Sonntag, 11. November, 15 Uhr, Treffen im Restaurant Stammhaus, Rohrdamm 24 B, 13629 Berlin. Anfragen: Herbert Brosch, Telefon (0 30) 8 01 44 18.



Frauengruppe der LO – Mittwoch, 14. November, 13.30 Uhr, Treffen in „Die Wille", Wilhelmstraße 102, 10953 Berlin. Totengedenken, anschließend Referat über Ostpreußen. Anfragen: Marianne Becker, Telefon (0 30) 7 71 23 54.



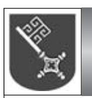
Heilsberg – Donnerstag, 22. November, 17 Uhr, Treffen im Adria Grill, Kaiser-Wilhelmstraße 55, zum Eisbeinessen. Mit dem Bus M82 bis Lankwitz Kirche. Anmelden bis zum 12. November. Anfragen: Benno Böse, Telefon (0 30) 7 21 55 70.



Rößel – Donnerstag, 22. November, 17 Uhr, Treffen im Adria Grill, Kaiser-Wilhelmstraße 55, zum Eisbeinessen. Mit dem Bus M82 bis Lankwitz Kirche. Anmelden bis zum 12. November. Anfragen: Benno Böse, Telefon (0 30) 7 21 55 70

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 19

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung



BREMEN

Vors.: Helmut Gutzeit, Tel. (04 21) 25 09 29, Fax (04 21) 25 01 88, Hodenberger Straße 39 b, 28355 Bremen. Geschäftsführer: Bernhard Heitger, Telefon (04 21) 51 06 03, Heilbronner Straße 19, 28816 Stuhr

Landesgruppe – Dienstag, 30. Oktober, 17.30 Uhr, Vortrag zur Geschichte des Rundfunks in Ostpreußen unter dem Titel „Der Reichssender Königsberg 1933 bis 1945“ von Dr. Ulrich Heitger im Konrad Adenauer Haus, Hermann-Ehlers-Bildungsakademie, Martinistraße 25, Bremen. In dieser dritten Folge zur Geschichte des Senders präsentiert der Medienhistoriker anschaulich die Epoche von der Machtergreifung bis zum Kriegsbeginn: „Ihre Stars und beliebte Künstler – Unterhaltung und Propaganda“. Eine gemeinsame Veranstaltung der Landesgruppe mit dem BdV-Landesverband Bremen. Der Eintritt ist frei.

Bremen – Sonntag, 4. November, 9 Uhr, Busfahrt nach Lüneburg zum Besuch des beliebten Museumsmarktes. Dabei wird zugleich ein besonderes Tourismus-Angebot der Stadt Lüneburg angenommen, dieses beinhaltet eine Kostümführung durch die Altstadt und ein gemeinsames Grünkohlessen im Gasthaus zur Krone einschließt. Tagesverlauf: 9 Uhr Abfahrt (Bremen ZOB), 11 bis 12.30 Uhr Kostümführung durch die Stadt, 13 bis 14 Uhr Mittagessen (Grünkohl mit Beilage) im Gasthaus zur Krone, 14 bis 17 Uhr Besuch des Museumsmarktes im Ostpreußischen Landesmuseum, 17.30 Uhr Rückfahrt. Preis: 32 Euro, einschließlich Führung, Eintritt und Mittagessen (ohne Getränke). Anmeldungen umgehend in der Geschäftsstelle Parkstraße 4, 28209 Bremen, Telefon (04 21) 3 46 97 18. – Freitag, 9. November, 12 Uhr, lädt die Frauengruppe alle Mitglieder und Freunde zum Entenessen bei „Hermann Post“, Oberneulander Landstraße 165, Haltestelle „Oberneulander Heerstraße“ (BSAG-Linie 33) ein. Es gibt Ente satt mit Salzkartoffeln, Klößen, Rotkohl, Rosenkohl und Sauce. Preis 15,50 Euro. Anmeldung bei Frau Richter, Telefon 40 55 15, Frau Kleine in der Wandergruppe oder in der Geschäftsstelle.

Bremerhaven – Pfingsten 2008, vom 9. bis 11. Mai, fährt die Gruppe zum Deutschlandtreffen nach Berlin. Im Preis von 195 Euro (DZ) beziehungsweise 240 Euro (EZ) sind enthalten: Busfahrt, Frühstück auf der Hinreise, zwei Übernachtungen mit Frühstück im Hotel Lifestyle, Transfer Hotel Messehallen, Stadtrundfahrt. Mitfahrer aus anderen Gruppen sind gern gesehen.



HAMBURG

Vors.: Hartmut Klingbeutel, Kippingstraße 13, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 44 49 93, Mobiltelefon (01 70) 3 10 28 15. Stellvertreter: Walter Bridszuhn, Friedrich-Ebert-Damm 10, 22049 Hamburg, Telefon / Fax (0 40) 6 93 35 20.

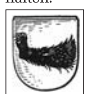
LANDESGRUPPE

Freitag, 26. Oktober, 15 Uhr, Gruppenleitertreffen im Haus der Heimat, Teilfeld 1 (S-Bahnstation Stadthausbrücke). Alle Gruppenleiter der Landesgruppe Hamburg sind herzlich eingeladen.

HEIMATKREISGRUPPE



Insterburg – Mittwoch, 7. November, 14 Uhr, Treffen der Gruppe im Hotel Zeppelin, Frohmestraße 123-125, 22459 Hamburg, Telefon (0 40) 55 90 60. Im grauen Monat November soll das gemütliche Geschabber „warm“ halten.



Sensburg – Sonntag, 11. November, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Polizeisportheim, Sternschanze 4, 20357 Hamburg. Lm. Kröger hält einen Vortrag über eine Reise nach Irland.

BEZIRKSGRUPPEN

Hamburg / Billstedt – Dienstag, 6. November, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Ärztehaus, Restaurant, Möllner Landstraße 27, 22111 Hamburg. Auf dem Programm stehen besinnliche Gespräche und Lesungen, Gedenken an Opfer der beiden Weltkriege (selbstverständlich gibt es ein Kaffeetrinken). – Montag, 19. November, 11 Uhr, Treffen der Gruppe auf dem Schiffbeker Friedhof neben der Kapelle. Gesteckniederlegung auf Gräbern verstorbener Mitglieder. Anschließend geht es ins Restaurant vor dem Haupteingang des Öjendorfer Friedhofes zum Mittagessen. Danach werden auf dem Öjendorfer Friedhof weitere Gräber besucht.

Harburg / Wilhelmsburg – Montag, 29. Oktober, 12 Uhr, Heimatnachmittag im Gasthaus Waldquelle, Höpenstraße 88, Meckelfeld (mit der Buslinie 443 bis Waldquelle). Es gibt ein Schmand-Schinken-Essen mit buntem Rahmenprogramm. Anmeldungen für das Essen sind unbedingt erforderlich. Anmeldung bei Gertrud Kies, Telefon 5 00 09 31.



NIEDERSACHSEN

Vors.: Dr. Barbara Loeffke, Alter Hessenweg 13, 21335 Lüneburg, Tel. (0 41 31) 4 26 84. Schriftführer und Schatzmeister: Gerhard Schulz, Bahnhofstr. 30 b, 31275 Lehrte, Tel. (0 51 32) 49 20. Bezirksgruppe Lüneburg: Manfred Kirrinnis, Wittinger Str. 122, 29223 Celle, Tel. (0 51 41) 93 17 70. Bezirksgruppe Braunschweig: Fritz Folger, Sommerlust 26, 38118 Braunschweig, Tel. (05 31) 2 50 93 77. Bezirksgruppe Weser-Ems: Otto v. Below, Neuen Kamp 22, 49584 Fürstenau, Tel. (0 59 01) 29 68.

Delmenhorst – Dienstag, 6. November, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe zum Heimatnachmittag in der „Delmeburg“. – Dienstag, 6. November, 15 Uhr, Treffen der Männergruppe in der ostdeutschen Kulturstube. – Sonnabend, 10. November, 15 Uhr, Treffen der Gruppe in der ostdeutschen Kulturstube. Ernst Voigt hält einen Diavortrag über Königsberg. Kaffee und Kuchen kosten 3 Euro.

Gifhorn – Die Teilnehmer wurden zu ihrem Erntedankfest in der festlich geschmückten Scheune des Deutschen Hauses in Gifhorn begrüßt. Deren Vorsitzender Armin Fraß erinnerte in seinen Begrüßungsworten an jene Zeiten vor 63 Jahren, als noch daheim in Ost- und Westpreußen, der einstigen Kornkammer Deutschlands, Bauern und Gutsarbeiter säten und ernteten. Heute lebt ein kleiner Teil der Menschheit im Überfluß, der größere leider in Hunger und Elend, erinnerte Fraß. Mit dem Gedicht „Danke und Abschied“ wies Fraß auf die farbenprächtige Natur im Herbst hin. Zwischendurch erfreute die Frauengruppe unter der Leitung von Liesel Powels die Gäste mit Erntedankliedern, Gedichten und Vorträgen. Mitwirkende waren unter anderem Irmchen Volkmer, Marlotte Trzaska, Erni Fricke sowie Ulla Delventhal mit dem lustigen Gedicht „Herbstblätter“. Dann aber hieß es „Tenne frei“ und Wolfgang Kimmel sorgte mit flotten Weisen für den Tanz unter der Erntekrone.

Helmstedt – Donnerstag, 1. November, 8.30 Uhr, wöchentliche Wassergymnastik im Hallenbad. – Donnerstag, 8. November, 8.30 Uhr, wöchentliche Wassergymnastik im Hallenbad. Donnerstag, 8. November, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Parkhotel. Auskünfte erteilt Helga Anders, Telefon (0 53 51) 91 11.

Oldenburg – Der Monat Oktober ist dem Erntedank gewidmet, und dazu hatte sich die Frauengruppe der Ost- und Westpreußen die Getreideernte in der Heimat zum Thema genommen. Viele Geschichten und Gedichte, vorgetragen von Gisela Borchers, bunt gemischt mit Liedern zur Ernte, selber gesungen oder von CD gespielt, umrahmten einen reichhaltigen Erntedanktisch, gedeckt mit vielen Gaben aus Mitgliedergärten. Der Basar wurde zügig in der Pause abgewickelt und fand viel Interesse, so daß nichts übrigblieb. Bilder von der Getreideernte in der Heimat als Hintergrundbelebung lockerten die Vorträge auf, so ging der Nachmittag kurzweilig und schnell vorbei.

Stade – Sonnabend, 27. Oktober, 14.30 Uhr, heimatlicher Erntedank im Stader Inselrestaurant. Es wurde ein Programm mit viel Musik, Gedichten und Lesungen vorbereitet. Den musikalischen Teil übernimmt der Posaunenchor Apensen unter Leitung von Kurt Stein sowie Dieter Kujawa mit seinem Akkordeon. Der Landrat und der Stader Bürgermeister haben ihr Kommen zugesagt. Das Kaffeegedeck kostet 6 Euro. alle Mitglieder und Freunde sind herzlich



NORDRHEIN-WESTFALEN

Vors.: Jürgen Zauner, Geschäftsstelle: Werstener Dorfstr. 187, 40591 Düsseldorf, Tel. (02 11) 39 57 63. Postanschrift: Buchenring 21, 59929 Brilon, Tel. (0 29 64) 10 37, Fax (0 29 64) 94 54 59

Bielefeld – Montag, 5. November, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe in der Wilhelmstraße 13, 6. Stock. – Donnerstag, 8. November, 15 Uhr, Ostpreußisch Platt in der Wilhelmstraße 13, 6. Stock.

Gütersloh – Montag, 29. Oktober, 15 Uhr, Ostpreußischer Singkreis in der Elly-Heuss-Knapp-Schule, Moltkestraße 13. – Dienstag, 30. Oktober, 15 Uhr, Treffen der Ostpreußischen Mundharmonika-Gruppe in der Elly-Heuss-Knapp-Schule, Moltkestraße 13.

Haltern – Über 100 Gäste konnte der Vorsitzende Kurt Peters zum Erntedankfest begrüßen. Die Grußworte der Stadt Haltern sprach Dr. Remke (CDU). Die Erinnerung an die Heimat bestimmte das Programm. Den gesamten Sonntagnachmittag hörten die überwiegend älteren Besucher Ansprachen, Lieder und Gedichte, vor allem über Erntetraditionen. Eröffnet wurde das Programm durch die Begrüßung und eine Ansprache des BdV-Ortsvorsitzenden Kurt Peters. Nach der Kaffeetafel führte Adolf Nowinski durch das Programm. Er betonte, daß die alten Erntebräuche der Heimat im Osten gepflegt werden, solange die Halterner Gruppen bestehen. Norbert Sprinz hatte seine Gitarre mitgebracht und sang ostpreußische Erntelieder aus dem 18. Jahrhundert. Weiterhin für das musikalische Programm zuständig war Ilse Steiner mit ihrem Keyboardorchester. Renate Herrmann verlas einen Bericht, wie in früheren Zeiten auf einem ostpreußischen Gutshof das Erntefest gefeiert wurde. angesprochen wurden auch spezifische schlesische Erntebräuche. Astrid Scholz präsentierte ein Kartoffelgedicht aus Pommern. Denn in der großen Agrarprovinz Pommern stellte der Anbau der Kartoffel einen Schwerpunkt dar. Höhepunkt war die Proklamation des Erntepaares – das in diesem Jahr von der ostpreußischen Gruppe gestellt wurde. Angelika und Alfred Kositzke – die beide aus Ostpreußen stammen und aus jungen Jahren mit der Landwirtschaft vertraut sind. Begleitet von vielstimmigen Gesang eines Ernteliedes brachte die Mitteldeutsche Jugendtanzgruppe die Erntekrone – gefertigt von Annemarie Slaby – in den Saal, während die Volkstanzgruppe traditionelle Tänze zeigte. Mit Erntesprüchen wurden von den Kindern der Deutschen aus Rußland der Erntefrau Blumen überreicht und dem Ernteherrn wurde ein Roggenband um das Handgelenk gebunden. Sie mußten sich mit kleinen Geschenken freikaufen. Nach der Dankesrede des Ernteherren und dem Lied „Nun danket alle Gott“ begann der Tanz um die Erntekrone. Nach dem offiziellen Teil fand die Verlosung der Erntegaben statt, bei der es viele schöne Gewinne gab. Anschließend wurde noch bis in die Abendstunden getanzt.

Köln – Donnerstag, 1. November, 11 Uhr, Gedenkveranstaltung „Fünf Jahre Tafel für Flucht und Vertreibung“, Magisterhalle (zwölfte Säule links) Stadthaus Köln-Deutz, Willy-Brandt-Platz 2, 50605 Köln. Ehrenbezeugung ist erwünscht. – Dienstag, 6. November, Heimatnachmittag im Kolpinghaus, am Römerturm, Köln. Motto: „Elch – unser Wappentier. Tier des Jahres 2007“. Es gibt Lieder, Gedichte und Rezitationen. Eine kleine Tombola ist auch vorgesehen.

Neuss – Auch in diesem Jahr war das Erntedankfest Ostpreußen in Neuss ein großer Erfolg. Viele waren gekommen, um bei Kaffee und Kuchen und anderen ostpreußischen Köstlichkeiten „Vertällchen“ zu halten. Jeder freute sich aber auch über die Gedanken zum Erntefest, die Agathe Skirlo zusammen mit dem Gedicht „Erntefest“ von J. Sturm vortrug. Fröhlich war der Vortrag von Käte Kalwa, die auf unvergleichliche Weise ein Gedicht im ostpreußischen Dialekt vortrug. So mancher schmunzelte in Erinnerung an vergangene Tage. Was war nun die Überraschung? Es war die Auszeichnung des Vorsitzenden Peter Pott. Der Landesgruppenvorsitzende Zauner überreichte Lm. Pott in Anerkennung der unermüdlichen Arbeit für die Heimat das Verdienstabzeichen der Landsmannschaft Ostpreußen im Auftrag des Sprechers der Landsmannschaft Ostpreußen. Peter Pott war völlig ahnungslos. Es war zu erkennen, daß er sich sehr über Urkunde und Abzeichen freute. Die Mitglieder der Landsmannschaft Ostpreußen in Neuss waren sich einig: „Das hat Peter Pott verdient“. Es ist ein Glücksfall, daß er den Vorsitz der Gruppe nach dem verdienstvollen Kurt Zwikla in seine Hände genommen hat.

Wesel – Die Gruppe feierte ihr traditionelles Erntedankfest. Der Singkreis der Gruppe stimmte die große Festgesellschaft mit dem Lied „Erntezeit – Erntefest“ auf das Fest ein. Drei Mitglieder der Frauengruppe: Waltraut Koslowski, Gertrud Zuch und Irma Lauchmichel trugen Körbe, angefüllt mit Früchten vom Feld und aus dem Garten, zum Festtisch. Der Erste Vorsitzende Kurt Koslowski konnte eine stattliche Zahl an Teilnehmern in der festlich geschmückten Heimatstube unter der Erntekrone willkommen heißen. Erzählungen und Gedichte um die Ernte in der Heimat, musikalisch vom Singkreis und der Mundharmonikagruppe sowie kräftiges gemeinsames Mitsingen aller begleitet, schmückten das Festprogramm aus. Nach den Schlußworten des Ersten Vorsitzenden ließen sich alle gemeinsam das Ernteessen mit selbstgebratenen Klopsen, Würstchen mit Kartoffel- und Krautsalat gut schmecken. Höhepunkt der Veranstaltung war die groß angelegte Tombola mit vielen selbsthergestellten Preisen. Das Fest klang mit einem gemütlichen Beisammensein aus.



SACHSEN

Vors.: Erwin Kühnappel, Gahlenzer Straße 19, 09569 Oederan, Telefon (03 72 92) 2 20 35, Fax (03 72 92) 2 18 26. (Geschäftsstelle: Telefon und Fax (03 71) 5 21 24 83, Trützschlerstraße 8, 09117 Chemnitz. Sprechstunden Dienstag, 9 bis 15 Uhr.

Dresden – Mittwoch, 31. Oktober, 15 Uhr, Treffen der Chorgruppe in der BdV-Begegnungsstätte, Borsbergstraße 3, 01309 Dresden.



SACHSEN-ANHALT

Vors.: Bruno Trimkowski, Hans-Löscher-Straße 28, 39108 Magdeburg, Telefon (03 91) 7 33 11 29

Aschersleben – Donnerstag, 8. November, 14 Uhr, Treffen der Gruppe im „Bestehornhaus“. Auf dem Programm steht die Jahreshauptversammlung mit Wahl.

Dessau – Montag, 5. November, 14.30 Uhr, Treffen der Singgruppe in der Begegnungsstätte „Heinz Rühmann“.

Magdeburg – Dienstag, 6. November, 16.30 Uhr, Treffen des **Hauptkreistreffen 2007** – Das

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 20

Ostpreußisches Sommerfest 2008

Hamburg – Ihr Ostpreußisches Sommerfest feiert die Landsmannschaft Ostpreußen am 2. August 2008 wieder in Ostpreußen. Der Ort wird noch rechtzeitig bekanntgegeben. Die Kreisgemeinschaften werden gebeten, diesen Termin bei ihren Reisen nach Ostpreußen zu berücksichtigen.

Ostpreußisches Landesmuseum

Noch bis 27. Januar 2008: Gemeinschaftsausstellung „Landschaften Livlands und der Lüneburger Heide – Der Maler Erwin Wohlfeil“ des Ostpreußischen Landesmuseums und der Carl-Schirren-Gesellschaft.

3. und 4. November: Sonderausstellung „Museumsmarkt – Landschaften und Traditionen“. Eröffnung durch den Landrat Manfred Nahrstedt am 2. November, 19.30 Uhr.

24. November bis 23. Dezember: Sonderausstellung „Mathematik zum Anfassen – In Erinnerung an den Mathematiker David Hilbert (1862–1943)“, Eröffnung 23. November, 18 Uhr. Eine interaktive Ausstellung in Zusammenarbeit mit dem Mathematikum Gießen.

Dienstag, 6. November, 14.30 bis 16.30 Uhr: Unter dem Motto: „Museum erleben“ gibt es einen Filmbeitrag mit Aufnahmen von heute: „Die Rominter Heide, ein bedeutender Naturraum in Ostpreußen“. Eintritt: 4 Euro (inklusive Kaffee, Tee und Gebäck).

Dienstag, 20 November, 14.30 bis 16.30 Uhr: „Weihnachten in Ostpreußen“. Marion Junker liest aus ihrem 2006 erschienen Buch. Eintritt: 4 Euro (inklusive Kaffee, Tee und Gebäck).

Mittwoch, 14. November, 19.30 Uhr: „Klaviertrios der preußischen Romantik“, Konzert mit Kammermusik von E.T.A. Hoffmann und Prinz Louis Ferdinand von Preußen. In Zusammenarbeit mit dem Deutschen Kulturforum östliches Europa, Potsdam und der Landsmannschaft Ostpreußen e.V. Bremen.

Ostpreußisches Landesmuseum, Ritterstraße 10, 21335 Lüneburg, Telefon (0 41 31) 7 59 95 20, Fax (0 41 31) 7 59 95 11, Internet: www.ostpreussisches-landesmuseum.de



Wir trauern um unseren verehrten
2. Vorsitzenden
der Landsmannschaft Ost- und Westpreußen
Kreisgruppe Wetzlar



Gerhard Morgenstern

* 1. 2. 1925 † 9. 10. 2007

Seiner ostpreußischen Heimat fühlte er sich aktiv verpflichtet.
Für seine langjährige verdienstvolle Mitarbeit sind wir sehr dankbar und werden ihn immer in guter Erinnerung behalten.

Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen in Hessen

Für die Landesgruppe Hessen
Margot Noll

Für die Kreisgruppe Wetzlar
Kuno Kutz

AUS DEN HEIMATKREISEN

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift. Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel. Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben.



BRAUNSBERG

Kreisvertreter: Manfred Ruhnau, Telefon (0 22 41) 31 13 95, Fax (0 22 41) 31 10 80, Bahnhofstraße 35 b, 53757 Sankt Augustin. Geschäftsstelle: Stadtverwaltung Münster, Patenstelle Braunsberg, 48127 Münster, Telefon (02 51) 4 92 60 51

Hauptkreistreffen 2007 – Das diesjährige Jahreshaupttreffen fand, wie in den beiden letzten Jahren, in der Johanniter-Akademie in Münster statt. Wir haben es mit dieser Akademie wirklich gut getroffen, wir können hier tagen, wohnen und essen – und alles ist sehr gut. Auftakt des Treffens war die Mitgliederversammlung der Kreisgemeinschaft am Sonnabend um 15 Uhr mit dem Rechenschaftsbericht des Kreisvertreters und der Wahl des Vorstandes. Danach fand das gesellige Beisammensein statt, und am Abend gab es eine gemütliche Runde in der „Bar des Hauses“. Den Gottesdienst am Sonntag in der nahen Hl. Geistkirche, zu dem – wie in den letzten Jahren immer – auch die evangelischen Braunsberger herzlich eingeladen waren, hielt Konsistorialrat Carsten Franke. Bei der „festlichen Stunde“ in einem kleinen Saal der Johanniter-Akademie – es waren rund 130 Landsleute und Freunde erschienen – konnte unser Kreisvertreter als Gäste den Münsteraner Bürgermeister Hans Varnhagen, unseren Mittelsmann zur Stadt Münster, Klaus Niehus, die Vorsitzende des BdV-Münsters, Roswitha Möller, Pfarrer Carsten Franke und den Kreisvertreter der Rößeler, Lm. Plehn, mit seiner Gattin begrüßen. In seinem Grußwort dankte der Bürgermeister Hans Varnhagen erst einmal für die geleistete Arbeit und wünschte allen Glück und Erfolg für die Zukunft. Dann erinnerte er an das kulturelle Erbe Deutschlands, zu dem auch bedeutende Menschen aus dem deutschen Osten gehören, wie Joseph Freiherr v. Eichendorff, Immanuel Kant oder Lovis Corinth. Gerade bei Eichendorff stimmt der Satz besonders: „Wer einen Dichter verstehen will, muß seine Heimat kennen“, und das ist ja auch der wichtigste Sinn unseres Zusammenseins. Leider gibt es auf höherer Ebene gerade im Zusammenhang mit unseren polnischen Nachbarn einige Probleme und einige Türen sind zugeschlagen, doch auf der unteren Ebene, wie bei uns, gibt es doch auf alle Fälle ein hoffnungsvolles Miteinander. Die Vorsitzende des BdV-Münsters, Roswitha Möller, wies zunächst darauf hin, wie in Münster-Nord und in Münster-Ost bei den Straßennamen mit ostdeutschen Orten, Landschaften und Personen Zusatzschilder angebracht wurden, damit die Münsteraner von heute wissen, auf was oder auf wen sich diese Schilder beziehen. Die Verleihung der Ehrendoktorwürde der Fakultäten Chemie und Biologie der Universität Münster an den Dalai Lama nahm Frau Möller zum Anlaß, einen Bogen von der Vertreibung der Tibeter und von ihrem Wirken im Exil zu unserer Vertreibung und zu unserem Wirken zu schlagen. Im Gegensatz zu uns hat es der Dalai Lama dabei gut, er ist hoch angesehen und ist in aller Welt willkommen. So stellen sich Bundeskanzlerin Angela Merkel und der Ministerpräsident von NRW Rüttgers gerne auf seine Seite. 11 000 Kinder Exil-Tibetern gelten „daheim“ als hoffnungsvolle Kulturträger. Immerhin hat die Kultusministerin Sommer inzwischen verfügt, daß die Themen „Flucht und Vertreibung“ ab der fünften Klasse aufgearbeitet werden sollen. Gehen wir also als Zeitzeugen in die Schulen.

Den Festvortrag hielt Dr. Marianne Kopp über Agnes Miegel – „Ich kam in dies Land wie in mein Erbe“. Agnes Miegel war ja nicht nur eine ostpreußische Dichterin, die sich nur auf Ostpreußen bezog, sondern sie war die Dichterin, deren Thema die Heimat ganz allgemein schlechthin war. Schließlich sind die Vorfahren der Ostpreußen ja sozusagen international. Außer Deutschen und Österreichern (Salzburger) sind alle möglichen Nationen vertreten: Holländer, Engländer, Franzosen, nur eben keine Polen und Litauer. Die unterschiedliche Herkunft der Ostpreußen spiegelt sich auch im Gefühl für Heimat wider, es bezieht sich weniger auf ein konkretes Land, sondern auf etwas eher Geheimnisvolles, das sie vielleicht als Ahnengedächtnis bezeichnet. Worin Heimat nach Agnes Miegel besteht, erklärte Dr. Kopp dann an unterschiedlichen Werken: Etwa anhand der Erzählung „Katrinchen“, der Balladen „Die Fähre“ und „Die Frauen von Nidden“, des Heimatgesangs „Mutter Ostpreußen“. In einem Gedicht ist selbst das stacheldrahtumzäumte Lager in Dänemark Heimat, schließlich hat die Erde Dänemarks Zuflucht geboten. In der Ballade um den Hochmeister des Deutschen Ritterordens, Heinrich v. Plauen geht es schließlich darum, daß Heimat mehr ist als Ordensregeln und zwischenmenschliche und religiöse Maximen. Seine Liebe zu dem ihm anvertrauten Land gibt ihm Verantwortung, Ziel und Kraft, das ist stärker als jede andere Pflicht, auch wenn er keinen persönlichen Grundbesitz hat und nicht die Erde bebaute wie die meisten Neusiedler. Die festliche Stunde wurde umrahmt von Darbietungen des Blechbläser-Ensembles Galaxi-Brass der Musikhochschule Münster.

Ergebnis der Vorstandswahlen 2007 – Bei der Wahl im Zusammenhang mit dem Kreistreffen September 2007 in Münster wurden (wie bisher) gewählt Manfred Ruhnau als Kreisvertreter, Anneliese Neß als Stellvertreterin, Gertrud Arendt als Kassenwart und Michael Preuschoff als Schriftführer, jeweils einstimmig, also ohne Gegenstimme. Als Beisitzer wurden en bloc gewählt (Zustimmung von allen Wahlberechtigten bei einer Gegenstimme): Stephanie Arendt, Erika Handtke, Gerhard Neß, Heinz Pfeiffer, Frank Schneidewind, Ferdinand Schrade.

Das 7. Begegnungstreffen in Braunsberg vom 12. bis 21. Juni 2008 (10 Tage) – Die Kreisgemeinschaft Braunsberg unternimmt wieder eine Fahrt in die Heimat. eine Zwischenübernachtung in Schneidemühl, fünf Nächte in Braunsberg, zwei Nächte in Danzig, eine Nacht in Stettin. Reisekosten: Fahrt per Bus, Unterkunft im DZ, HP, Ausfüge laut Programm, pro Person 795 Euro, EZ-Zuschlag 130 Euro pro Person. Anmeldungen werden in der Reihenfolge des Eingangs berücksichtigt. Programm anfordern. Anzahlung pro Person in Höhe von 150 Euro bitte

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung

Vorstandes in der Gaststätte SV Post. – Freitag, 9. November, 16 Uhr, Singproben im „TuS Neustadt“.



SCHLESWIG-HOLSTEIN

Vors.: Edmund Ferner. Geschäftsstelle: Tel. (04 31) 55 38 11, Wilhelminenstr. 47/49, 24103 Kiel

Bad Oldesloe – Donnerstag, 8. November, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe im DRK-Haus, Lübecker Straße. – Ein festlich geschmückter Kaffeetisch zum Erntedank erwartete die Ost- und Westpreußen zu ihrem Treffen. Zierkürbisse, Trauben, Laub und herrliche Sträuße als Dekoration boten einen schönen Anblick. Die Zweite Vorsitzende dankte nach deren Begrüßung den fleißigen Helferinnen dafür besonders; die Anwesenden spendeten einen Extra-Applaus. Katharina Makarowski sprach über Erntedank in der ostpreußischen Heimat, auch über den Brauch der Prußen. Sie erinnerte, daß Ostpreußen die Kornkammer Deutschlands war. Herta Nowack hatte ein Gedicht zum Erntedank in heimatlicher Mundart mitgebracht, Gisela Brauer las das „Herbstlied“ von Friedrich Hebbel und ihren Beitrag „Unser tägliches Brot gib uns heute“. Georg Baltrusch berichtete über die Veranstaltung zum „Tag der Heimat“ unter dem Motto „Heimat ist Menschenrecht“. Den Festvortrag hielt der Kreispräsident Karsten Peters.

Malente – Die Gruppe hatte gemeinsam mit den Schlesiern und Pommerns, in die evangelische Magdalenenkirche zu einer Erntedankfeier eingeladen. Unter den Gästen wurde besonders der Erste Vorsitzender der Kreisgruppe Ostholstein Edwin Falk mit Frau begrüßt. Bei der sehr gut besuchten Feier in der mit Garten- und Feldfrüchten geschmückten Kirche sprach Pastor Becker besinnliche Worte zum Erntedankfest, wobei auf frühere beschauliche Erntezeiten in Ostpreußen, Schlesien und Pommern hingewiesen wurde. Aber auch die schwierigen Anfangsjahre der Nachkriegszeit wurden gewürdigt. Der ansehnliche Betrag der Kollekte wurde für „Brot für die Welt“ gespendet. Bei dem sich anschließenden gemütlichen Beisammensein im festlich geschmückten Gemeindehaus der evangelischen Kirche, bei dem über 70 Personen anwesend waren, wurden Gedanken an die heimatlichen Erntedankfeiern ausgetauscht und allerlei heimatliche Kurzgeschichten vorgetragen. Natürlich wurde auch kräftig gesungen. Dieser Tag gab aber auch Veranlassung, Gedanken zur Wiedervereinigung Deutschlands auszutauschen.

Weißt Du noch?

Kinderzeit in der Heimatstadt – was waren das für schöne Tage

Von H. Patzelt-Henning

Mir war beschieden, einen großen Teil meiner frühen Kindheit noch in meiner Geburtsstadt Tilsit zu verbringen, aus der mich die Erinnerungen unverblaßt umranken. Ich erinnere mich an das repräsentative Rathaus mit seiner gepflegten Fassade und der großzügig angelegten Treppe vor dem Eingang gern, weil ich diese oft hinauf- und hinuntergestiegen bin. Bepflanzte Blumenkästen hingen vor den Fenstern. Und in einem Zimmer dieses Gebäudes wurde einst meine Geburt beurkundet. Zur Taufe trug man mich in die Deutsch-Ordens-Kirche, wo der amtierende Pfarrer mich nach vollzogenem Sakrament auf Seite 15 unter der Nr. 111 jenes Jahrganges in das Taufregister eintrug.

Meine ersten bewußten Erinnerungen liegen indes in keineswegs historischen Räumen, sie stammen aus dem Behandlungszimmer von Dr. Schatz, einem hochgeachteten Hals-, Nasen- und Ohrenspezialisten, der mir damals sicher geholfen hat, aber der Notwendigkeit unserer Begegnung gemäß nur bittere Erinnerungen an ihn in mir wach bleiben ließ.

In absolutem Gegensatz dazu stehen die Erinnerungen an die Tage, in denen in unserer Stadt Jahrmarkt war. Dann, wenn die Karussells und die verschiedenen Buden und Stände sich hier breitmachten, waren wir Kinder ganz aus dem Häuschen; denn Rummel bedeutete Belustigung und Gaumenfreuden gleichermaßen. Es gab Negerküsse, Puffreiskörner, Eis, Lakritz und Liebesperlen. – Süßigkeiten, die in den Geschäften längst nicht mehr ohne weiteres zu haben waren. – Außerdem lockten Neckbälle, Windmühlen, Luftballons und ähnliches. Zauberbuden, Liliputaner, Kraftmenschen, Steilwandfahrer gehörten zum Jahrmarkt ebenso wie die geliebten Karussells. Wenn auch noch nicht alles unseren Jahren gemäß war, so schien es doch so, als seien wir Kinder die Glücklichsten auf dem Rummelplatz gewesen.

Doch auch die ruhigeren Anziehungspunkte der Stadt haben liebenswerte Erinnerungen hinterlassen. Der Schloßteich mit seinen Schwänen, Jakobsruh, der Anger, Waldschlößchen, all diese Bereiche unserer Stadt lassen schöne Stunden aufleuchten. Und am Mühlenteich waren es die Sumpfdotterblumen, die einen starken Reiz auf uns kleinere Kinder hatten. Eine von ihnen zu ergattern bedeutete großes Glück, denn es war schwierig, an sie heranzukommen. Im allgemeinen hing der Besitz einer solchen Blume gänzlich von der Gunst eines Erwachsenen ab. Es war gefährlich, nach ihnen zu greifen, da sie nicht in unmittelbarer Ufernähe standen. Außerdem bekam man sie schlecht vom Stengel. Und erlaubt war die ganze Sache, soweit ich mich erinnere, auch nicht. Noch unerreichbarer waren für uns Kinder aber die Federn der Pfauen, die auf dem Goldbergschen Holzplatz herumstolzierten und hin und wieder eine verloren.

Das Abenteuer findet man in der Nachbarschaft

Schon das Betrachten dieser außergewöhnlichen Tiere durch die knapp zwei Zentimeter breiten Spalten des hohen Bretterzaunes war für uns etwas Beachtliches. Und wenn dann, aus welchem Grund auch immer, der Wind eine Feder zum Zaun geweht hatte, wollte sie jeder von uns haben. Aber nur wer dreist war und den Zaun überwand, konnte sich eines solchen Besitzes rühmen. Wir Kleinen kamen gar nicht in Frage. Dann, ja dann konnte es passieren, daß man sich so ein wunderschönes Objekt einmal einhandeln konnte. Ein solches Geschäft lief allerdings nie zugunsten von uns Kleinen ab. Aber das vermochten wir nicht so genau einzuschätzen. Was war schließlich schon ein Päckchen Zündplätzchen gegen so eine Feder!

Volle Rinnsteine, in denen wir nach einem sommerlichen Regenguß barfuß wateten, bildeten einen weiteren Höhepunkt unverfälschten Kinderglücks, das außerdem noch ein absolut friedliches Miteinander garantierte.

In gänzlichem Gegensatz dazu standen die winterlichen Schneeballschlachten. Sie waren stark von Partner- und Gegnerschaft geprägt und führten, zwischen verschiedenen Straßengemeinschaften ausgetragen, bisweilen zu regelrechter Feindschaft, die jedoch nicht von Dauer war.

Viel beachtet wurde von uns Kindern auch, ob der beginnende Tag ein Markttag war. Denn dann bereicherten die Bauern der umliegenden Dörfer mit ihren Pferdefuhrwerken das Stadtbild, und darüber freuten sich nicht nur die städtischen Spatzen, sondern auch wir Kinder. Gelang es uns doch bei einigem Bemühen immer wieder, von den Fuhrwerken ein Stück mitgenommen zu werden. Klappte das nicht, hingen wir uns manchmal hinten an.

Gedacht sei auch noch der herrlichen Rodelpartien, zu denen sich die größeren und auch kleineren Kinder an dem langen Abhang zum Strom versammelten. Dort wurde einzeln oder in langer Schlittenkette hinuntergesaust. Bei Juchei und Geschrei. „Bahn frei, Bahn frei!“ hörte man fast unentwegt. Was nichts half, wenn so eine lange Schlange zusammengebundener Schlitten durcheinanderkippte. Doch das, was dabei passierte, war schnell vergessen. Es ging weiter. Und von der Kälte, die herrschte, ließ man sich ebensowenig beeinflussen. Erst auf dem Heimweg wurde einem bewußt, wie sehr die Füße wirklich froren. Aber da tröstete schon der Gedanke an die warme Stube und an den warmen Kachelofen. Und jene Behaglichkeit meint man sogar noch in der Erinnerung zu spüren.

Agnes-Miegel-Gesellschaft

Bad Nenndorf – Eine Feierstunde anläßlich des 43. Todestages von Agnes Miegel veranstaltet am Sonnabend, 27. Oktober, 15.30 Uhr, die Agnes-Miegel-Gesellschaft in der Kleeblatt-Residenz im Curanum (Glaspalast – nächster Zugang vor der Lehnhast). Petra Czarnetzki liest Prosa und Lyrik von Agnes Miegel zum Elisabeth-Jahr: „Elisabeth von Thüringen, 1207–2007“. Die Cafeteria des Curanums in der Rudolf-Albrecht Straße 44 A bietet die Möglichkeit zum Mittagessen und Kaffeetrinken. Um 14 Uhr ist ein Gedenken am Grab Agnes Miegels vorgesehen.

Glaskunstpreis verliehen

Filigrane Arbeiten aus zerbrechlichem Material

Von Dieter Göllner

Mit der Initiierung des Internationalen Glaskunstpreises vor fünf Jahren ist die Stadt Rheinbach eine bedeutsame Verpflichtung eingegangen. Gerade bei einem Nachwuchsförderpreis sind den damit verbundenen Hoffnungen und Erwartungen der Teilnehmer mit besonderer Sensibilität zu begegnen. Dieser Wettbewerb hat ein europäisches Kommunikationsforum geschaffen“, betonte Dr. Ruth Fabritius, Leiterin des Rheinbacher Glasmuseums.

Der nunmehr vierte internationale Wettbewerb europäischer Glasfachschulen um den Rheinbacher Glaskunstpreis ist zu Ende gegangen. Im Beisein des Schirmherrn Michael Breuer (MdL), Minister für Bundes- und Europaangelegenheiten des Landes Nordrhein-Westfalen, wurden die diesjährigen Preisträger Mitte September bekannt gegeben. Neun Glasfachschulen – Rheinbach, Hadamar und Zwiesel (D), Vannes-le-Châtel und Yzeure (F), Kamenikky Senov und Novy Bor (CZ), Kramsach (A) sowie Dabrowa Gornicza (PL) – aus fünf europäischen Ländern schickten insgesamt 43 junge Nachwuchskünstler an den Start. Drei Monate lang waren die Werke unterschiedlicher Techniken im Rheinbacher Glaspavillon ausgestellt. Neben einer fachkundigen Jury hatte auch diesmal das Publikum Gelegenheit, seinen „Sieger“ zu küren. Besonders viele Stimmen wurden über das Internet abgegeben.

Die eingesandten Arbeiten wurden in Gruppen gegliedert und



Belegte den ersten Platz: „Die Hände“ Foto: DG

Themen wie „Märchen und Poesie“, „Menschen und Körper“ sowie „Schrift, Texte und Zeichensysteme“ zugeordnet. Viele Werke paßten in die „Märchenwelt“, darunter die drei geheimnisvollen Damen von Eun Jang Nam „Die Flügel meiner Wahrheit“, die an eine Prinzessin aus einem Andersen-Märchen erinnernde Gestalt von Matylda Makulska, die heiterverspielten und „luftigen“ Arbeiten von Judyta Malinowska und Christophe Blottin „Circus-Mobile“ beziehungsweise „Objekt“ sowie die Installation von Gonzague Moulinas mit den „Sieben Zwergen“.

Die Jury hat außer den drei Objekten für die Preise 1 bis 3 noch fünf weitere Arbeiten mit Belobigungen bedacht. Den ersten Preis erhielt Vojtech Starosta aus der Glasfachschule Kamenicky Senov für die Arbeit „Hände“. Der zweite Preisträger war Konstantin Zeitvogel aus der Glasfachschule Hadamar mit „Glasfenster“ und der dritte Preis ging an das multimediale Klangobjekt „Herzschlag“ von Erika Angerer aus der Glasfachschule Kramsach.

Der Publikumspreis „Alexandra Bruns“ wurde zu gleichen Teilen an eine Glasplastik von Gerhard Hochmuth und Hilmar Zschiedrich aus Kramsach sowie an die „Lochkarte“ von Jana Ochs aus Rheinbach vergeben. Der Drittplatzierte war Vojtech Starosta mit „Hände“.

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung

gleichzeitig mit der Anmeldung vornehmen. Meldung und Auskunft beim Kreisvertreter Manfred Ruhnau, 53757 Sankt Augustin, Telefon (0 22 41) 31 13 95.



KÖNIGSBERG LAND

Kreisvertreterin: Gisela Broschei, Bleichgrabenstraße 91, 41063 Mönchengladbach, Telefon (0 21 61) 89 56 77, Fax (0 21 61) 8 77 24. Geschäftsstelle: Im Preußen-Museum, Simeonsplatz 12, 32427 Minden, Telefon (05 71) 4 62 97, Mi. Sa. u. So. 18-20 Uhr.

Kirchspiel Ludwigswalde – Liebe Heimatfreunde aus dem Kirchspiel Ludwigswalde. Zu unseren jährlichen Heimattreffen (das diesjährige Treffen fand am letzten Wochenende im August statt) möchten wir weitere Heimatfreunde aus Wickbold, Altenberg, Friedrichshof I und II, Kleehof, Julinehof, Braxheinswalde einladen können. Bitte meldet Euch! Wer leider nicht zu diesem Treffen kommen kann – aus welchen Gründen auch immer – möge sich auch melden; Er bekommt dann einen ausführlichen Bericht von unserem heimatlichen gemütlichen Beisammensein.

Ein Mythos im Museum

Königin Luise hält im Kulturzentrum Ostpreußen – Bis zum 2. Dezember ist dort eine wunderbare Ausstellung zu sehen

Von MANFRED E. FRITSCHE

Die zweifelsfrei populärste preußische Königin war Luise von Mecklenburg-Strelitz" – so beginnt der Einführungstext für die neueste Sonderausstellung im Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen, die unter dem Titel „Königin Luise, Napoleon und der Frieden von Tilsit 1807" genau am 7. Juli zum 200. Jahrestages dieses Ereignisses eröffnet wurde. Durch ihre Natürlichkeit, Schönheit und Liebenswürdigkeit gewann die Königin die Menschen für sich, und so wurde sie zur „Königin der Herzen".

In seiner Begrüßung anläßlich der Vernissage würdigte der Direktor des Kulturzentrums Ellingen, Wolfgang Freyberg, die Herrscherin aufgrund ihres mindestens dreifachen Verdienstes: In der Zeit ihrer Regentschaft hatte es Luise geschafft, die Kluft zwischen den Gesellschaftsschichten zu überbrücken, modernes Familienleben im europäischen Hochadel einzuführen und nicht zuletzt mit ihrem legendären Zwiegespräch dem machtlüsternen Napoleon die Stirn zu bieten. Dieser Dialog bildet den Höhepunkt eines deutschen Kinofilmes aus dem Jahre 1956. Jene berühmte Szene bildet auch den Einstieg in die Ausstellung, die bis zum Dezember im Westflügel des Deutschordensschlosses in Ellingen zu sehen ist.

Der Inbegriff moralischer Überlegenheit

Neben den zahlreichen bebilderten Infotafeln werden die Ereignisse und Personen der damaligen Zeit anschaulich durch historische Landkarten, Stiche, Tassen, Medaillen, Gipsplaketten, Bücher und Briefmarken auf besondere Art und Weise dargestellt. Auch Statuetten und Büsten erinnern an den „guten Geist Preußens".

So bezeichnete Dr. Stefan Hartmann, der stellvertretende Direktor des Geheimen Staatsarchivs in Berlin, die am 10. März 1776 in Hannover geborene und am Heiligen Abend 1793 mit dem preußischen Kronprinz Friedrich Wilhelm vermählte preußische Königin in seinem Einführungsvortrag. In seinem Archiv befinden sich historische Originalunterlagen aus der damaligen Zeit, so daß der Historiker aus erster Hand über den Tilsiter Frieden, seine Umstände und vor allem über das Leben von Königin Luise berichten konnte. Die Liebesheirat hat später zu dem Mythos um Luise beigetragen, das Familienleben des Königspaares wurde zum Ideal und Vorbild einer neuen bürgerlichen Kultur. Mit ihrer musterhaften Ehe festigte sie die Verbundenheit von Bürgertum und Königshaus. Ihrem Mann, Kronprinz Friedrich Wilhelm, nahm sie einen Teil der repräsentativen Aufgaben ab, sie reiste in die Provinz und lernte das Land kennen. Die einfache Bevölkerung nahm sie begeistert auf, sie sprach auf Empfängen, begrüßte Staatsgäste, nahm an Paraden teil und war zu Gast bei den Truppen.

Seinerzeit war es Napoleon gelungen, Preußen politisch zu isolieren, lediglich Rußland mit seinem als wankelmütig geltenden Zaren blieb als militärischer Partner. Genau so wankelmütig zeigte sich aber der seit 1797 regierende preußische König Friedrich Wilhelm III. selbst, der erst die Diplomatie suchte und später auf Druck seines Volkes im August 1806 den Kampf gegen Napoleon aufnahm. Im Vertrauen auf die Schlagkraft seiner 150000 Soldaten verzichtete der König sogar auf eine Abstimmung mit den russischen Verbündeten.



Nicht nur die Wissenschaft beschäftigt sich mit dem Mythos „Königin Luise". Foto: mef

In der Schlacht bei Saalfeld am 10. Oktober erlitt Preußen seine erste Niederlage gegen die Franzosen. Prinz Louis Ferdinand verlor dabei sein Leben. Der vernichtende Schlag erfolgte am 14. Oktober in der Schlacht bei Jena und Auerstedt. In Folge kapitulierten die meisten Festungen im Land, ohne daß nur ein Schuß abgegeben wurde.

Inmitten der Schlachten stärkte des Königs Gattin Luise die Kampfmoral der Truppen, als sie in Naumburg / Saale deren Hauptquartier aufsuchte. Letztlich verlor Preußen aber die Hälfte seines Staatsgebietes, und das königliche Paar mußte über Graudenz im November und Königsberg im Dezember 1806 nach Ostpreußen fliehen. Dennoch schrieb sie an ihren Vater: „Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein". Schwer an Typhus erkrankt, floh Luise vor den heranahenden Franzosen im Januar 1807 über die Kurische Nehrung nach Memel.

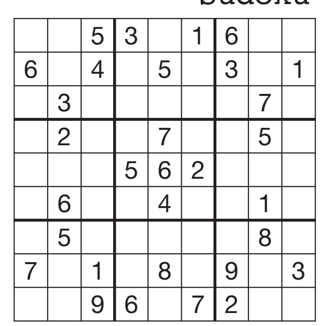
Friedrich Wilhelm III. setzte von dort aus, nachdem außer West- und Ostpreußen nahezu alle preußischen Provinzen von den Franzosen besetzt worden waren, den Krieg mit russischer Hilfe fort. Es kam am 8. Februar zur Schlacht bei Preußisch Eylau, bei der die Franzosen erstmals gestoppt wurden. Bei Heilsberg trafen sich im Juni 1807 die preußisch-russische Armee und die Franzosen zu einer erneuten Schlacht, die von den Verbündeten aber trotz der Eroberung der napoleonischen Fahne nicht gewonnen werden konnte. Am 14. Juni besiegten die Franzosen die preußisch-russische Armee in der Schlacht bei Friedland, das preußische Militär räumte Königsberg, und einige Tage später rückt Napoleon in Tilsit ein, wo es am 25. Juni mit Zar Alexander I. zu einem Versöhnungstreffen kam. Da der preußische König bei dem Treffen unbeachtet blieb, bat Friedrich Wilhelm am 30. Juni seine Gattin Luise, nach Tilsit zu kommen und sich mit ihrer Persönlichkeit dafür einzusetzen, daß Napoleon dem geschlagenen Preußen milde Friedensbedingungen gewähren würde. Am 6. Juli traf sie sich nach ihrer Ankunft in Tilsit mit Napoleon, um dessen Gefühle um den Erhalt Preußens anzusprechen. Von Friedrich Wilhelm bei diesem Vier-Augen-Gespräch gestört, soll Napoleon später gesagt haben: „Eine Viertelstunde später, und ich würde der Königin alles versprochen haben." Ohne Ergebnis blieb auch ein zweites Gespräch Luises mit dem französischen Kaiser – Gebiet und Bevölkerung Preußens schrumpften in dem am 9. Juli 1807 abgeschlossenen Frieden von Tilsit um mehr als die Hälfte. Alle Gebiete zwischen Rhein und Elbe waren an Frankreich verloren, Franken kam zu Bayern, Cottbus und Preitz zu Sachsen und in der Elbinger Konvention vom 10. November 1807 wurde Danzig mit Oliva und Hela als „Freie Stadt" von Preußen abgetrennt.

Nach dem Friedensschluß blieb Luise bis zur Verlegung des Hofes nach Königsberg in Memel. Am 23. Dezember, nach dreijährigem Exil, reiste die königliche Familie nach Berlin zurück, wo sie begeistert empfangen wurden. Die Königin galt wegen ihrer Haltung gegenüber Napoleon, wegen ihrer Standhaftigkeit, Würde und Selbstachtung als Inbegriff der moralischen Überlegenheit Preußens und wurde zu einer Symbolfigur. Mitte des Jahres 1810 starb die Königin mit 34 Jahren als Mutter von noch sieben lebenden Kindern bei einem Besuch auf dem Gut ihres Vaters in Hohenzieritz an einer Lungenentzündung. Am 30. Juli wurde Luise im Berliner Dom bestattet, am 23. Dezember wurde sie in das Mausoleum im Charlottenburger Schloßpark überführt.

Zahlreiche Gedichte, Gemälde, Denkmäler und Skulpturen erinnern an die volksnahe Königin, im 19. und 20. Jahrhundert herrschte ein wahrer Luisen-Kult, der erst mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten endete. Nach dem Zweiten Weltkrieg begann man sich wieder mit dem Thema zu beschäftigen – seit 2001 erinnert aus Anlaß des 300. Jubiläums des preußischen Königtums und des 225. Geburtstags von Luise eine Gedenkstätte im Schloß Hohenzieritz an die preußische Königin.

Die Ausstellung „Königin Luise, Napoleon und der Frieden von Tilsit 1807" ist bis zum 2. Dezember im Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen zu sehen. Öffnungszeiten: Dienstag bis Sonntag von 10 bis 12 und 14 bis 16 Uhr. Weitere Details unter www.kulturzentrum-ostpreussen.de zu finden.

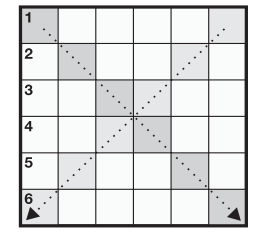
Sudoku



		5	3		1	6		
6		4		5		3		1
	3						7	
	2			7			5	
			5	6	2			
	6			4			1	
	5						8	
7		1		8		9		3
		9	6		7	2		

Lösen Sie das japanische Zahlenrätsel: Füllen Sie die Felder so aus, dass jede waagerechte Zeile, jede senkrechte Spalte und jedes Quadrat aus 3 mal 3 Kästchen die Zahlen 1 bis 9 nur je einmal enthält. Es gibt nur eine richtige Lösung!

Diagonalrätsel



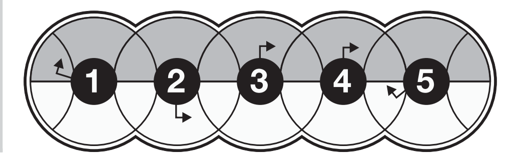
Wenn Sie die Wörter nachstehender Bedeutungen waagerecht in das Diagramm eingetragen haben, ergeben die beiden Diagonalen zwei Kultstätten.

1 Erfindungsschutzurkunde,
2 Ölschiff,
3 Frauenname,
4 Kirchengalerie,
5 geometrische Linie,
6 Singvogel

Kreiskette

Die Wörter beginnen im Pfeilfeld und laufen in Pfeilrichtung um das Zahlenfeld herum. Wenn Sie alles richtig gemacht haben, nennen die elf Felder in der oberen Figurenhälfte ein anderes Wort für unstet, wankelmütig.

1 Windstille, 2 Stadt in der Lausitz, 3 Einsiedler, Klausner, 4 von starker Abneigung erfüllter Mensch, 5 scherzhaft: derb, kräftig



So ist's richtig:

Diagonalrätsel: 1. Patent, 2. Tanker, 3. Dagmar, 4. Empore, 5. Gerade, 6. Lerche – Pagode, Tempel

Kreiskette: 1. Flaute, 2. Zittau, 3. Eremit, 4. Hasser, 5. saftig – flatterhaft

Sudoku:

8	7	5	3	2	1	6	9	4
6	9	4	7	5	8	3	2	1
1	3	2	4	9	6	5	7	8
9	2	8	1	7	3	4	5	6
4	1	7	5	6	2	8	3	9
5	6	3	8	4	9	7	1	2
2	5	6	9	3	4	1	8	7
7	4	1	2	8	5	9	6	3
3	8	9	6	1	7	2	4	5

Er schuf das Bistum Bamberg

Kaiser Heinrich II. erwirkte vor 1000 Jahren auf der Reichssynode in Frankfurt die Gründung der Diözese

Von Manfred Müller

Er war ein Nachfahre jenes Sachsenherzogs Widukind, der über viele Jahre hin das germanische Heidentum in blutigen Kämpfen gegen Karls des Großen Christianisierungsversuche verteidigt hatte: Kaiser Heinrich II., der 1146 heiliggesprochen wurde und dessen Festtag am 13. Juni begangen wird. Der letzte der Ottonen ruht zusammen mit seiner ebenfalls heiliggesprochenen Gemahlin Kunigunde im Dom zu Bamberg, den in diesem Jahre viele geschichtskundige und kunstliebende Menschen besuchen. Denn die fränkische Bischofsstadt blickt auf 1000 Jahre Bistum Bamberg zurück. Am 1. November 1007 begann in Frankfurt am Main die Reichssynode, auf welcher der damalige König und spätere Kaiser Heinrich II. die Gründung der Diözese aus Teilen von Würzburg und Eichstätt erwirkte.

Heinrich II. (973–1024) hatte schon früh Bamberg in sein Herz geschlossen, und vom ersten Tag seines Königtums an arbeitete er auf die Bistumsgründung hin – und auf die Ausgestaltung der Stadt zu einem deutschen Rom an der Regnitz, ein fürwahr ehrgeiziger Plan. Der zu errichtende Dom sollte (nach dem Magdeburger Vorbild Ottos des Großen) für Heinrich und Kunigunde zur Grablege werden.

Als im Januar 1002 der junge Kaiser Otto III. durch den Tod aus seinen teilweise phantastisch anmutenden Plänen zur „Erneuerung des Römischen Reiches“ herausgerissen wurde, richtete sich sein Vetter, der Bayernherzog Heinrich, auf die Übernahme der Macht ein, was ihm die bisherige Herrschaftselite und andere Thronbewerber verwehren wollten. Heinrich bemächtigte sich, als das Trauergefolge aus Rom in Bayern eintraf, des Leichnams und der Reichsinsignien und setzte seine Ansprüche durch geschickte Verhandlungen durch. So erlangte er im Juni 1002 die deutsche Königswürde.





Heinrich II. und seine Frau Kunigunde: Die beiden Heiligen haben im Bamberger Dom ihre letzte Ruhestätte gefunden. Foto: Archiv

Heinrich war ein sehr frommer und gebildeter Herrscher, der zugleich politisch begabt war. Seine Aufgaben als König nahm er überaus gewissenhaft wahr: für den Frieden im Reich zu sorgen, die Kirche zu schützen, jedem zu seinem Recht zu verhelfen, die Einheit des Reiches zu wahren. Den Unterschied zu Ottos III. Plänen römischer Weltpolitik deutete Heinrich 1003 auf der Umschrift einer Bulle an: „Renovatio regnis Francorum“ (Erneuerung des Königreichs der Franken).

Heinrich wurde zu einem bedeutenden Reformer der Kirchengeschichte. Dies hängt unter anderem mit der klugen Auswahl von Bischöfen zusammen. Diese von Heinrich ernannten Inhaber geistlicher und weltlicher Rechte arbeiteten fast alle tüchtig an der Erneuerung der Kirche. Die bekanntesten: Godehard und Bernward von Hildesheim, Willigis von Mainz, Meinwerk von Paderborn, Bruno von Querfurt. Ein persönlicher Freund Heinrichs war der Reformabt Odilo von Cluny. Ihm schenkte Heinrich den goldenen Reichsapfel, den er anläßlich der Kaiserkrönung (1014) vom Papst erhalten hatte. Von Odilo bekam Heinrich Anregungen für eine Klosterreform im Reich, mit der er dem recht bequemen und üppigen Leben vieler Mönche ein Ende bereitete.

Für die Verwirklichung seines Lieblingsprojekts – Bamberg – mußte Heinrich zahlreiche Widerstände überwinden. Das neue Bistum sollte der Missionierung der Regnitz-Slawen dienen. Heinrich stattete das Bistum mit zahlreichen Stiftungen aus. Auch dies ganz mittelalterlich: Die Domkleriker sollten ständig für Heinrichs und Kunigundes Seelenheil beten und auch die königlichen Vorfahren in das Gebet einbeziehen. Heinrichs Ehe blieb kinderlos, für unsere christlich-deutschen Vorfahren galt dies als ein Verhängnis und eine schwere Prüfung aus Gottes unerforschlichem Ratschluß. Heinrich reagierte darauf im Sinne mittelalterlicher Frömmigkeit: „Da mir keine Hoffnung auf leibliche Nachkommen mehr bleibt, habe ich für künftigen Lohn Christus zu meinem Erben erkoren“. Dies erklärt die Fülle der Schenkungen an kirchliche Einrichtungen.

Was Heinrich in Bamberg errichten ließ, darunter der Dom, das Kollegiatsstift und das Benediktinerkloster St. Michael, verlieh der Stadt Glanz und Ruhm. Bamberg wurde ein strahlender Sitz des Reiches, eine prächtige Stätte von Bildung und Kunst, ein Hort der Frömmigkeit. Die Einweihung des Doms (1012) und der Besuch Papst Benedikts VIII. (1020) ließen Heinrichs Herrschaft in bestem Licht erscheinen.

Sein herrscherliches Tun rang Heinrich einem schwachen Körper ab. Ein Stein- oder Gallenleiden quälte ihn mit schlimmen Koliken. Dennoch zog er von Pfalz zu Pfalz, um das Reich zu regieren, stieg er in Kriegszeiten in den Sattel, um für die Rechte des Reiches zu kämpfen. Die Legenden um den „Mönch auf dem Thron“, der in strenger Keuschheit eine „Josephsehe“ geführt habe, sollen die Heiligkeit Heinrichs einsichtig machen. Sie verfälschen aber das Bild dieses gläubig-tapferen deutschen Herrschers mehr, als daß sie es erhellen.

Wer ermordete Rosemarie Nitribitt?

Vor 50 Jahren starb die bekannteste Prostituierte der Bundesrepublik Deutschland

Von Manuel Ruoff

Wohl niemand verkörpert die Schattenseite und die Doppelmoral der Ära des deutschen „Wirtschaftswunders“ so prominent wie die „Frankfurter Allgemeine“, Rosemarie Nitribitt. Dazu trug nicht nur ihr Leben mit ihren diversen Bekanntschaften, sondern auch ihr mysteriöses Ende bei.

Rosalie Marie Auguste Nitribitt, wie Rosemarie eigentlich hieß, kam von ganz unten und – wie man heute sagen würde – aus zerrütteten Familienverhältnissen. Am 1. Februar 1933 wurde sie in der rheinland-pfälzischen Stadt Mendig geboren. Sie ist unehelich und wächst in ärmlichen Verhältnissen bei ihrer Mutter auf, die mit zwei anderen Männern noch zwei andere Mädchen bekommt. Das Kind findet wenig mütterliche Zuwendung, und um eine Verwahrlosung zu verhindern, kommt es in staatliche Obhut. Rosemarie gilt als frühreif und schwer erziehbar. Schon mit 14 Jahren gewinnt sie bei den örtlichen Besatzungssoldaten die Erkenntnis, daß ihr Körper eine Anziehungskraft auf das andere Geschlecht ausübt, mit der sie eher an ihr Ziel kommt als mit konventioneller Arbeit.

Sie macht die Prostitution zu ihrem Beruf, und das im Finanzzentrum der jungen, wirtschaftlich aufstrebenden Bundesrepublik Deutschland, in Frankfurt. Anfänglich reichte es für einen Ford 12M. Nachdem sie mit diesem einen schweren Unfall hatte, übernahm sie von einem Freier einen schwarzen Opel Kapitän mit Weißwandreifen. Dieses Fahrzeug der Oberklasse eröffnete der Prostituierten einen entsprechenden Kundenkreis. Mitte 1956 übernahm „Käpt'n Lady“ – die Lady mit dem Opel Kapitän – ihren legendären schwarzen Mercedes-Benz 190 SL mit roten Ledersitzen und Weißwandreifen. Wo weniger erfolgreiche Kolleginnen auf den Strich gingen, da fuhr sie und gabelte ihre Bettgefährten auf. Wenn ihr ein Mann gefiel, dann machte sie es auch schon mal umsonst, doch achtete sie im großen und ganzen schon darauf, daß sie materiell nicht zu kurz kam. Seriöse Berechnungen gehen davon aus, daß sie im letzten vollen Kalenderjahr ihres Lebens, dem Jahr 1956, ein Jahreseinkommen von rund 80000 D-Mark hatte. Ein Arbeiter verdiente in jener Zeit ungefähr ein Sechzehntel.

Bis dahin war das „Mannequin“, so ihre euphemistische Berufsbezeichnung, in einschlägigen Kreisen zwar bekannt und geschätzt, aber nationale Berühmtheit erlangte sie erst durch ihren viele Fragen aufwerfenden Tod vor nunmehr 50 Jahren.



Rosemarie Nitribitt: Der Schwarm vieler Männer Foto: pa

Am 1. November meldeten sich Anwohner bei der Polizei. Vor Rosemarie Nitribitts Wohnung häuften sich die vom Bäcker regelmäßig gebrachten Brötchentüten, aus der Wohnung hörte man das Gewinsel ihres Zwergpudels „Joe“, und stinken tat es auch – Verwesungsgeruch. Die Polizei öffnete die Wohnung und stieß auf Rosemarie Nitribitt – mit einer Platzwunde am Kopf und Würgemalen am Hals lag sie leblos vor dem Sofa auf dem Boden ihres Wohnzimmers.

Beim gewaltsamen Tod einer Edelprostituierten kommt leicht der Verdacht auf, daß der Täter in den höheren Kreisen zu suchen ist, erpreßt wurde, sein Fremdgehen verschleiern wollte oder seinen Fehler wiedergutzumachen versuchte, in einer Liebesnacht Geheimnisse ausgeplaudert zu haben. Dieses gilt erst recht für eine derart prüde Zeit wie die Adenauerära. Wie so viele Verschwörungstheorien erhielt auch dieser Verdacht dadurch Nahrung, daß die Polizei auffallend unprofessionell vorging. So wurde beispielsweise die Feststellung des Todeszeitpunktes dadurch erschwert, daß darauf verzichtet wurde, die für die Verwesungsgeschwindigkeit wichtige Raumtemperatur zu messen, und es zugelassen wurde, daß eine Nachbarin sich bei den Brötchen vor der Wohnungstür bediente, obwohl sich von ihrer Anzahl hätte ableiten lassen, ab wann die Lieferungen des Bäckers nicht mehr in die Wohnung geholt worden waren. Da stellt sich dann schon die Frage, ob die Ursache Schlamperei war oder der Täter geschützt werden sollte. Zu Verdächtigungen Anlaß gab auch, daß die Staatsorgane weniger im hochgestellten Kundenkreis der Toten als in einem weniger hochgestellten Milieu nach dem Täter suchten.

Schnell schossen sich die Beamten auf Rosemarie Nitribitts Freund Heinz Pohlmann ein. Verdächtig machte ihn vor allem, daß er bis kurz vor ihrem Tod 21000 D-Mark Schulden und zwei Tage danach diese größtenteils beglichen hatte. Woher er das dafür nötige Geld hatte, wußte er nicht überzeugend zu begründen, doch konnte er auch nicht überführt werden, und so wurde er aus Mangel an Beweisen 1960 freigesprochen. Der Fall blieb unaufgeklärt, der Mord ungesühnt.

Unwiderstehliches Nickerchen

Ob im Büro oder im Auto: Narkoleptiker leiden an plötzlichen Schlafattacken

Von HAIKO PRENGEL

Als Ernst-Friedrich Breuhaus noch Beamter war, lag in seinem Büro stets eine aufgeblasene Luftmatratze hinter dem Aktenschrank. „Ich mußte regelmäßig meine Siesta halten“, sagt der 76jährige Pensionär aus Solingen. Was nach einem schlechten Beamtenwitz klingt, hat einen ernsten Hintergrund: Der Rheinländer ist seit seiner Jugend Narkoleptiker und leidet unter unvermeidbaren Schlafattacken. Die können einige Sekunden, aber auch mal eine halbe Stunde dauern.

Rund 40 000 Bundesbürger sind von dieser unheilbaren Störung der Schlaf-Wach-Regulation betroffen, erläutert Breuhaus, der heute Vize-Vorsitzender der Deutschen Narkolepsie-Gesellschaft ist. In der Bevölkerung ist die Krankheit weitgehend unbekannt. Arbeitgeber reagieren daher meist wenig verständnisvoll auf die spontanen Nickerchen: „Für Narkoleptiker gehören Spott und Hohn zum Alltag“, betont Breuhaus. Viele würden als Schlafmütze, Faulpelz oder Simulant beschimpft.

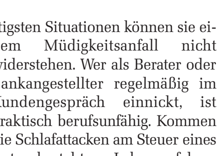
Dabei haben die Betroffenen überhaupt keinen Einfluß auf ihre massive Tagesschläfrigkeit. „Patienten mit einer Narkolepsie schlafen gegen ihren Willen ein, vor allem bei monotonen Situationen“, sagt Peter Geisler, Neurologe im Schlaflabor der Psychiatrischen Universitätsklinik Regensburg. Dafür kommen sie dann in der Nacht häufig nicht zur Ruhe. Denn Narkoleptiker haben kein allgemein erhöhtes Schlafbedürfnis, lediglich ihre Schlafrhythmik ist gestört.

Unterdrücken die Betroffenen ihre Müdigkeit, erhöht sich ihre Anfälligkeit für so genannte Kataplexien. Sie ähneln vom Erscheinungsbild einem Krampfanfall und werden durch starke Emotionen ausgelöst: „Die Patienten verlieren plötzlich ihre Muskelspannung und sind wie gelähmt“, erklärt Geisler. Dem einen fällt die Kaffeetasse aus der Hand, dem anderen werden die Knie weich und er stürzt zu Boden.

Diese Muskellähmung ist die gleiche, wie sie auch in der sogenannten REM-Schlaf-Phase auftritt. Diese Tiefschlafphase durchlaufen gesunde Menschen mehrmals in der Nacht. Sie liegen dann ebenfalls wie gelähmt im Bett. Narkoleptikern passiert das am helllichten Tag und bei vollem Bewußtsein.

Die Beeinträchtigungen im Alltag sind für die Betroffenen erheblich. Auch in den denkbar ungünstigsten Situationen können sie einem Müdigkeitsanfall nicht widerstehen. Wer als Berater oder Bankangestellter regelmäßig im Kundengespräch einnickt, ist praktisch berufsunfähig. Kommen die Schlafattacken am Steuer eines Autos, besteht gar Lebensgefahr.





Büroschlaf ist gesund: Nicht jeder ist ein Faulpelz, der sich ein Nickerchen gönnt. Foto: ddp

„Wer kein soziales Umfeld hat, in dem er Rückhalt findet, rutscht häufig in Depressionen ab“, unterstreicht Breuhaus. Er rät Betroffenen, mit Familienmitgliedern und Kollegen offen über die Krankheit zu sprechen, um Mißverständnisse zu vermeiden. Darüber hinaus empfiehlt er, sich einer Selbsthilfegruppe anzuschließen, in der sich Patienten untereinander austauschen.

Den Ursachen der Narkolepsie sind Wissenschaftler noch nicht vollständig auf die Spur gekommen. Sicher ist, daß es sich um keine psychische Krankheit, sondern um einen organischen Defekt handelt, der in manchen Fällen vererbbar ist. „Narkoleptikern fehlt das Hypocretin, ein bestimmter Botenstoff im Gehirn“, erklärt Neurologe Geisler. Hypocretin wird bei gesunden Menschen im Hypothalamus gebildet und sorgt dafür, daß Schlaf- und Wachzeiten zur rechten Zeit auftreten.

Wissenschaftler suchen noch nach einem Weg, das Hypocretin zu ersetzen und Narkolepsie damit heilbar zu machen. Derzeit gibt es lediglich Medikamente, welche die Symptome unterdrücken oder abschwächen können. „Darunter sind wachheitsfördernde Amphetamine sowie Ritalin, das sonst bei hyperaktiven Kindern zum Einsatz kommt“, sagt Geisler. Bei einer Neigung zu Kataplexien helfen Antidepressiva, die als Nebenwirkung die Muskellähmung im REM-Schlaf unterdrücken.

Was ist Narkolepsie?

Narkolepsie ist gekennzeichnet durch übermäßige Tagesschläfrigkeit. Der unwiderstehliche Schlafdrang setzt auch zu unpassender Zeit ein. Die Schlafattacken haben nichts mit Unausgeschlafenheit zu tun und lassen sich daher auch mit viel Schlaf nicht beheben.

Die vier häufigsten Symptome sind übermäßige Tagesmüdigkeit, Kataplexie (plötzliche Lähmung der Muskeln im Wachzustand), Muskellähmungen beim Einschlafen oder Aufwachen (Schlaflähmung) sowie Halluzinationen kurz vor dem Einschlafen oder im Halbschlaf. Die Symptome können sich über mehrere Jahre entwickeln oder plötzlich und ohne Vorankündigung auftauchen.

Bei folgenden Auffälligkeiten sollten Patienten grundsätzlich einen Arzt konsultieren: Beeinträchtigung der Fahrtüchtigkeit oder Arbeitsfähigkeit sowie mangelnde Ausdauer bei der Verrichtung alltäglicher Routinearbeiten.

Ärztliche Hilfe ist auch erforderlich, wenn sich die Symptome negativ auf persönliche Beziehungen und soziale Aktivitäten auswirken. *(Quelle: Deutsche Gesellschaft für Schlafforschung und Schlafmedizin)*

Media Player für Behinderte entwickelt

Komplizierte Software kann für Menschen mit körperlicher Behinderung zum Problem werden. Moderne Multimedia-Programme setzen motorische Fertigkeiten voraus, über die Computeranwender mit Behinderung, etwa einer spastischen Lähmung, mitunter nicht verfügen.

Eine Studentin der Fachhochschule Kaiserslautern hat jetzt einen behindertengerechten Media Player entwickelt.

Der sogenannte One-Click-Player ermögliche Menschen mit unterschiedlichen Behinderungsgraden eine einschränkungsfreie Bedienung moderner Multimedia, teilt die Hochschule mit. Die Beschreibung des Tools sowie die kostenlose Download-Möglichkeit gibt es unter oneclickplayer.henryswork-shop.de im Internet.

Mit einem Click ist alles möglich

Die im Rahmen einer Diplomarbeit entworfene Software basiert auf dem Betriebssystem Windows.

Auf einem Bildschirm zeigen einfach erlernbare und abwechselnd farbig hinterlegt Symbole die Programmauswahl an. Je nachdem welches Symbol markiert ist, löst ein Klick mit dem Bedienelement den entsprechenden Befehl aus.

Die Bedienelemente können mit den Händen, Füßen oder Knien betätigt werden. Für blinde und sehbehinderte Menschen geben akustische Signale die Programmauswahl vor.

Der „besondere Clou“ des Media Players sei, daß Betreuer die Benutzeroberfläche auf die individuellen Bedürfnisse des Anwenders einstellen könnten, schreibt die Hochschule.

So sei ein Kommunikationsmedium geschaffen worden, das sich an verschiedenste Behinderungen anpassen lasse. *ddp*

Mit Hilfsmitteln in Form

Fitneßtraining ist auch zu Hause möglich

Millionen Deutsche gehen regelmäßig ins Fitneßstudio. Mit Stepper, Hantel und Seilzug hält sich die Bevölkerung in Form. Doch viele Menschen übertreiben es mit dem Training und tragen gesundheitliche Schäden davon. „Die Belastungserscheinungen und Burn-outfälle häufen sich“, sagt Bernhard Breskewiz, Diplomsportlehrer und Fachbereichsleiter Bewegung beim Deutschen Wellnessverband in Düsseldorf. Er rät insbesondere Anfängern zu moderatem Training. Eine Alternative könne auch ein Workout in den eigenen vier Wänden sein. Das Training sollte man aber unter Anleitung eines professionellen Sportlehrers beginnen.

„Bei vielen Freizeitsportlern dominiert heute ein sinnentleertes Wettbewerbsdenken“, rügt Breskewiz. Die ursprüngliche Idee des Fitneßtrainings, nämlich etwas für das Wohlbefinden zu tun, komme dabei zu kurz.

Seinen Ursprung hat das Training an Geräten im Leistungssport. „Wer für Wettkämpfe gezielt einzelne Muskelpartien stärken will, für den sind Geräte ideal“, sagt Breskewiz. Das gleiche gilt für Rehabilitationspatienten, beispielsweise bei Aufbauübungen nach einer Hüftoperation. Freizeitsportler brauchen im Prinzip kein isoliertes Training. „Um in Form zu bleiben und das Wohlbefinden zu fördern, kommt man praktisch ohne Geräte aus“, erklärt Breskewiz. Denn statt sich im Fitneßstudio auf ein Laufband zu stellen, kann man auch im Wald oder Stadtpark seine Runden drehen.



Bildtext: Text. Foto: ddp

Wer seine Ausdauer lieber im heimischen Fitneßraum trainieren möchte, muß mit erheblichen Kosten rechnen. „Ein gutes Laufband kostet etwa 20 000 Euro“, sagt Breskewiz. Auch Kraftsportgeräte seien selten unter 4000 Euro zu haben. Ein Tip sind seinen Angaben nach Gebrauchtbörsen im Internet: Dort seien günstigere Geräte erhältlich, die von den innovationsorientierten Fitneßstudios frühzeitig ausrangiert wurden.

Wer sich das Geld sparen will, kann Beweglichkeit, Koordination und Kraft auch mit wenigen Hilfsmitteln trainieren. „Eine Sprossenwand, ein Springseil, Thera-Bänder und einen Gymnastikball – mehr braucht man eigentlich nicht“, sagt Breskewiz und fügt hinzu: „Viel wichtiger als die Geräte sind allerdings die Trainingsstunden mit einem professionellen Sportlehrer oder Physiotherapeuten.“ So ist gewährleistet, daß man die Übungen richtig ausführt und Überlastungen vermeidet. „Nach ein paar Einheiten kann man sein Workout dann alleine machen“, sagt Breskewiz. Er rät, sich bei der Suche nach einem geeigneten Betreuer Zeit zu lassen. „Nicht jeder, der sich Personal Trainer nennt, ist ein guter Sportlehrer“, betont er. Gerade im Fitneßbereich seien die Qualifikationskriterien sehr undurchsichtig. *ddp*

Schön wie Kleopatra

Entspannung und Hautpflege in der Badewanne

Wohlige Entspannung macht sich breit, wenn nach einem anstrengenden Arbeitstag daheim langsam die Badewanne vollläuft. Eines darf dann nicht fehlen: das Quietscheentchen. Für viele macht erst das gelbe Plastikvögelchen das Badeglück perfekt.

Bei den übrigen Zutaten variieren die Vorlieben: „Ob Schaum-, Öl- oder Pflegebad, die Liste der möglichen Zusätze ist lang“, sagt Angelika Baur-Schermbach, Leiterin des Fachbereichs Beauty & Spa im Deutschen Wellness Verband.

Manch einer nimmt sich gar die ägyptische Königin Kleopatra zum Vorbild und läßt Eselsmilch in die Wanne ein. „Man sagt, daß die Königin wegen dieser Angewohnheit so lange schön geblieben ist“, betont Baur-Schermbach.

Lavendel beruhigt, Orange regt den Kreislauf an

Allerdings habe Kleopatra in purer Eselsmilch gebadet. Wem das zu kostspielig ist, der kann das antike Erlebnis auch auf Basis von Wasser haben. Diesem gibt man einen Liter Esels-, Ziegen- oder Kuhmilch, einen halben Liter Sahne sowie ein wenig Meersalz, Öl und Honig hinzu. Aromen aus Vanille, Orange oder Rose runden die pflegende Mischung ab.

Bei den Aromastoffen sollte man die Wirkung beachten. Während Kamille, Lavendel oder Rose beruhigen, regt Orange den Kreislauf an: „Wer vor dem Schlafengehen ein Bad mit Orangenaroma nimmt, steht danach im Bett“, warnt Baur-Schermbach. Nach einer durchgefeierten Nacht macht ein solches Bad am nächsten Morgen dagegen schnell wieder fit.

Nicht länger als 20 Minuten im Badewasser aufhalten

Jenseits aufwändiger Kreationen wie dem Kleopatra-Bad halten Apotheken und Drogerien eine Vielzahl von fertigen Zusätzen bereit, allen voran das klassische Schaumbad.

Wer gerne unter großen Seifenbergen planscht, sollte Baur-Schermbach zufolge aber beachten, daß diese Bäder die Haut austrocknen können.

„Für Menschen mit Ekzemen und anderen Hautkrankheiten eignen sich Aromen in Form von Öl besser“, betont die Wellness-Expertin. Der Nachteil dieser Zusätze: Sie lassen in der Badewanne einen schmierigen Öl-Film zurück.

Eine Alternative für empfindliche Hauttypen sind Pflegebäder, eine Mischung aus Öl- und Schaumbad. Auch Algenbäder und solche mit reinen Meersalzen pflegen die Haut, darüber hinaus wirken sie entschlackend und regen den Stoffwechsel an. Nach einem Erkältungsbad kann man wieder frei durchatmen.

Auch die Seele freut sich über eine Auszeit in der Badewanne. „Der Erholungseffekt läßt sich noch intensivieren, wenn man sich dazu schöne Musik anhört“, sagt Baur-Schermbach.

Darüber hinaus empfiehlt die Wellness-Expertin Kerzenlicht und Duftöl: „In diesem Ambiente läßt man sich am besten einmal richtig fallen und genießt das Bad in vollen Zügen.“

Selbst wenn es mitunter schwer fällt – länger als 20 Minuten sollte man sich nicht im wohlig-warmen Badewasser aufhalten. „Ansonsten wird der Kreislauf zu sehr belastet“, sagt Baur-Schermbach. Im Idealfall setze man die Erholung im Bett oder auf dem Sofa fort. *ddp*

SUPER-ABOPRÄMIE

für ein Jahresabo der

Preußische Allgemeine Zeitung
Das Ostpreußenblatt
Unabhängige Wochenzeitung für Deutschland
Das Ende der Reformen

MIT DER PAZ DIE WELT ENTDECKEN...



Prämie 1: Renaissance - Globus + Atlas der Weltgeschichte

Renaissance-Leuchtglobus

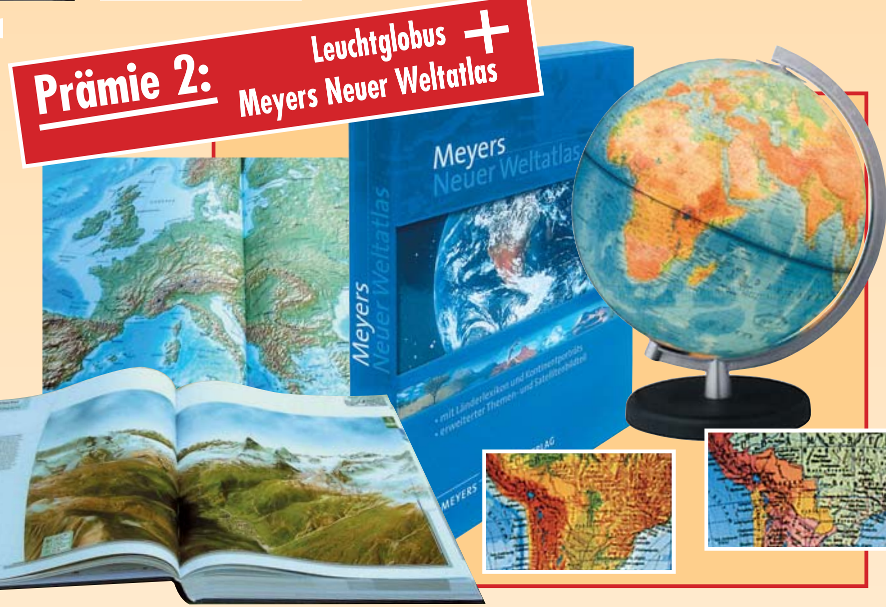
Das Renaissance-Kartenbild. Im unbeleuchteten Zustand fallen zuerst die pergamentfarbenen Ozeane auf, die Länder mit typischem Randkolorit auf Pergamentfond, die Darstellungen von Fregatten, Seeschlangen und einer Windrose.
Beleuchtet sind die Entdeckerrouten von Christoph Kolumbus bis Magellan zu sehen. Dieses Kartenbild wurde nach Originalkarten aus dem 16. Jahrhundert gestaltet, zeigt dabei dennoch die aktuellen politischen Staatsgebiete. Gesamthöhe ca. 34 cm

Atlas der Weltgeschichte

Ein Atlas der Superlative, der in punkto Wissensvermittlung Maßstäbe setzt: Die ideale Verbindung aus Karten- und Bildmaterial sowie fundierten Texten läßt die Entwicklung der Menschheit von ihren Anfängen bis heute lebendig werden. Zu jeder Epoche bzw. Region finden sich wertvolle Hintergrundinformationen über Personen, Völker, Ereignisse und Kulturen. Mehr als 500 farbige, historisch genaue Karten, 1000 Fotografien und Zeichnungen und über 400 Zeitleisten schaffen visuelle Klarheit.

oder

Prämie 2: Leuchtglobus + Meyers Neuer Weltatlas



Leuchtglobus

Das physische Kartenbild (unbeleuchtet) zeigt detailliert die Landschaftsformen sowie die Gebirgszüge und Gebirgsregionen, die Tiefebenen, das Hochland, die Wüsten und in einer plastischen Deutlichkeit durch Farbabstufungen die Meerestiefen.
Das politische Kartenbild (beleuchtet) dokumentiert in klarer, farblicher Abgrenzung alle Staaten und die verwalteten Gebiete unseres Planeten. Sichtbar sind Flug-, Schiffahrts- und Eisenbahnlinien. Durch den speziellen Eindruck von Schummerungen sind bereits hier die Höhenstrukturen der Erde erkennbar. Gesamthöhe ca. 34 cm

Meyers Neuer Weltatlas

zeichnet in bewährter digitaler Präzision ein aktuelles Bild unserer Erde: Optisch wie inhaltlich auf dem neusten Stand der Kartografie, ist dieser moderne Atlas - jetzt mit erweitertem Themen- und Satellitenbildteil sowie mit Länderlexikon - ein unverzichtbares Nachschlagewerk für eine virtuelle Reise um die Welt.

Preußische Allgemeine Zeitung
Das Ostpreußenblatt
Das Ende der Reformen

Lesen Sie die
Preußische Allgemeine Zeitung

- **Informationen**, die Hintergründe aufzeigen.
- **Themen**, die Sie woanders nicht lesen.
- **Kommentare**, die aussprechen, was andere verschweigen.

Einfach absenden an:
Preußische Allgemeine Zeitung
Parkallee 84/86
20144 Hamburg
oder am schnellsten per
SERVICE-TELEFON bestellen
Telefon: 040/41 40 08 42
Fax: 040/41 40 08 51
www.preussische-allgemeine.de

ANTWORT COUPON

Schicken Sie mir bitte die Preußische Allgemeine Zeitung von der nächsten erreichbaren Ausgabe an für mindestens 1 Jahr und zusätzlich die Prämie für z.Zt. nur EUR 99,60 im Jahr (inkl. Versandkosten). Mit dem Bezug der Preußischen Allgemeinen Zeitung werde ich gleichzeitig Mitglied der Landsmannschaft Ostpreußen. Gültig ist der jeweils aktuelle Bezugspreis. Die Prämie wird nach Zahlungseingang versandt. Für bestehende oder eigene Abonnements oder Kurzzeitabos (unter 12 Monaten) wird keine Prämie gewährt. Im letzten halben Jahr waren weder ich noch eine andere Person aus meinem Haushalt Abonnent der Preußischen Allgemeinen Zeitung. Prämienauslieferung solange Vorrat reicht. Lieferung nur innerhalb Deutschlands.

☒ Ja, ich abonniere für mind. 1 Jahr die Preußische Allgemeine Zeitung und erhalte die Prämie Nr. 1 ☐ oder Nr. 2 ☐ Bitte ankreuzen!

Zahlungsweise: ☐ bequem + bargeldlos durch Bankabbuchung ☐ gegen Rechnung

Name/Vorname:

Straße/ Nr.:

PLZ/Ort:

Telefon:

Kontonummer:

Bankleitzahl:

Geldinstitut:

Datum, Unterschrift

Hetzjagd!

Betr.: „Niveaulose Inszenierung“ (Nr. 42)

Es macht mir Angst, daß es in Deutschland nicht mehr möglich ist, seine Meinung frei zu äußern. Im Gegensatz zu Ihnen finde ich nicht, daß sich Frau Herman ungeschickt geäußert hat.

Sie hat das Recht auf Rede- und Meinungsfreiheit und somit sollte sie auch über unsere Geschichte reden dürfen. Ihre böse Vorführung in der Johannes B. Kerner-Show ist ein Skandal.

Aber so weit kann es kommen, wenn sämtliche Medien (90prozentig) links orientiert sind. Bücher werden zensiert, Leute werden mundtot gemacht – Beispiel Herr Homann, Frau Herman und fast auch Herr Öttinger – das erinnert stark an wen wohl?

Doch selbst Goebbels wäre wohl stolz gewesen, wenn er die damaligen Medien so gut im Griff gehabt hätte.

Nein, ich selbst habe diese Zeit nicht erlebt, doch seit dieser Hetzjagd gegen Frau Herman kann ich sie mir gut vorstellen.

Anneliese Bruggmann, Arnex-sur-Orbe, Schweiz

Fallengelassen

Betr.: „Liebe Eva“ (Nr. 37)

Daß Sie als Zeitung die Äußerungen von Frau Herman in der *PAZ* nicht für gut heißen können, finde ich selbstverständlich.

Da Sie aber in der *PAZ* immer sehr offen alles ansprechen, war ich doch erstaunt, daß Sie das Verhalten von Frau Tietjen, die mit Frau Herman befreundet und auch ihre langjährige Arbeitskollegin war, diese jetzt fallen ließ, nicht erwähnt haben.

Dieses habe ich in russischer Gefangenschaft oft erlebt, wo man aus eigenem Vorteil (wie Frau Tietjen) Menschen fallen ließ.

Heinz Schlagenhauf, Lehnsahn



Eva Herman: Der Eklat um sie bewegte die Medien und die Stammtische. Foto: ddp

Leserbriefe gegen Kerner

Betr.: „Niveaulose Inszenierungen“ (Nr. 42)

Der Beifall der Katholiken hat mich gefreut, wobei aber nicht übersehen werden sollte, daß der Schirmherr der Veranstaltung, ein der CDU angehörender Minister, ob Eva Hermans seine Schirmherrschaft zurückzog. Die „Einheitspresse“ reagierte auch nicht sehr froh.

Inzwischen haben wir es mit dem „Fall Kerner“ zu tun, der Frau Herman aus seiner Sendung warf, nachdem er zuvor versucht hatte, sie ob ihrer nur mit Böswilligkeit mißzuverstehenden Äußerungen niederzumachen. Er erhielt zwar aus den üblichen Ecken den erwünschten Beifall, stieß aber bei der Mehrheit der Bürger auf Ablehnung, die noch immer die Meinungsfreiheit hochhalten und sich auch Regeln des Anstandes bewahrt haben. In der „Welt“ und der „Berliner Morgenpost“ richteten sich am 12. Oktober sämtliche der vielen Leserbriefe gegen das Fehlverhalten Kerners und seiner Randfiguren.

Gerhard Holz, Ahlen

Gesetzlich verordnete Geschichte

Betr.: „Liebe Eva“ (Nr. 37)

Wer in diesem Lande eine Aussage gegen die verordnete Geschichtsauffassung wagt, wird ohne Chance auf Anhörung und Verteidigung seines Standpunktes in die rechte Ecke geschoben und sofort mundtot gemacht.

Die Berufung auf Artikel 5 des Grundgesetzes oder Artikel 3 der Deklaration der Vereinten Nationen zur Beseitigung von Intoleranz und Diskriminierung nützt in so einem Falle überhaupt nichts. In einem Staat, der unaufhörlich „Geschichte mit Moral verwechselt“ und gesetzlich verordnen muß, was seine Bürger geschichtlich zu glauben haben, sieht es um die historische Wahrheit düster aus.

Ein kluger geschichtsbewußter, frisch gebackener Oberschüler fragte mich kürzlich, ob er denn allen Ernstes noch glauben könne, was in seinem Geschichtsbuch steht. Wir haben während der Trierer Museumsnacht stundenlang darüber diskutiert.

Wer in diesem Staat nach der geschichtlichen Wahrheit sucht, landet unweigerlich in den Fängen des Verfassungsschutzes.

Das Reizwort „Preußen“ brachte seinerzeit die Berlin-Brandenburg-Abstimmung zu Fall. Die Liste der gestrauchelten Bundestagsabgeordneten und Minister, die sich außerhalb der verordneten Geschichtsauffassung äußerten, ist in diesem Lande ellenlang.

Nutznießer dieser staatlich verordneten grundgesetzwidrigen und permanenten Gesinnungsvergewaltigung sind einzig die, die wir absolut nicht wollen. Wer gegen Rechts wirklich etwas ausrichten möchte, der muß sich schleunigst von der „political correctness“ verabschieden. Es ist bereits fünf vor zwölf!

Hanns-Georg Salm, Gondenbrett

Sehr viel zu verteidigen!

Betr.: „18 000 Übertritte zum Islam“ (Nr. 39)

Sehr erfreulich sind diese Übertritte nicht, denn es ist ja zu befürchten, daß unter ihnen besonders überzeugte, künftige Täter sind, an denen der Islam ja leider keinen Mangel hat. Zugleich weisen diese Übertritte auf die Schwäche der christlichen Kirchen hin, die es nicht verstehen, dem Zeitgeist ihren Stempel aufzudrücken. Ich sehe mit Entsetzen, wie bei uns die Moscheen in den Himmel wachsen und viele Kirchen leer stehen. Wir hätten sehr viel zu verteidigen!

Gerhard Kern, Heilbronn

Verständnis für RAF und SED

Betr.: „RAF: Die Sympathisanten sind noch unter uns“ (Nr. 38)

Daran dürfte leider nicht zu zweifeln sein, denn die RAF hatte immer ein Umfeld des Verständnisses. Die Gesinnung, die zu diesem Verständnis führte, dürfte auch heute nicht entschwunden sein. Damit müssen wir leben, wie wir damit leben müssen, daß ehemalige DDR-Generäle das Maul aufreißen dürfen und die Folgepartei der SED, die PDS, zum liebwerten Partner des Berliner Bürgermeisters und militanten Schwulen Wowereit geworden ist. Manchmal kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß der Irrsinn bei uns regiert.

Alfred Hönigmann, Marburg

Wir müssen Martin Luther danken

Betr.: Gedanken zum Reformationsfest am 31. Oktober

Goethes Worte „Was man ist, das bleibt man anderen schuldig“ gelten für uns Deutsche im besonderen Maße auf religiösem Gebiet. So bleiben wir Martin Luther unsern heutigen freiheitlichen Umgang mit Glauben und Kirche schuldig, hat er uns doch von der Bevormundung durch den Klerus befreit, von dem Zwang, nur mit Hilfe der Geistlichen zu Gott finden zu können. Goethe formuliert noch schärfer, wenn er schreibt: „Luther arbeitete, um uns von der geistlichen Knechtschaft zu befreien.“ Milder drückt es Thomas Mann aus: „Laut Luther kann jedermann sein eigener Priester sein.“

Wie dem auch sei! Jedenfalls war Martin Luthers Verhalten eine selbstmörderische Ungeheuerlichkeit, wenn man bedenkt, daß die katholische Kirche, der er ja zunächst angehörte, in jener Zeit, vor fast 500 Jahren also, jedwede Abweichung von der vorgeschriebenen Religionspraxis streng, nicht selten sogar mit dem Tod auf dem Scheiterhaufen bestrafte. Man denke nur an das Wüten der Inquisition, der auch Zehntausende von Juden zum Opfer fielen. Martin Luther wagte also sein Leben, als er seine Deutschen aus den Fesseln der damaligen Kirche zu befreien versuchte. Daran sollte wir uns alle ab und zu erinnern und nicht die von Luther erkämpfte Seelenfreiheit als etwas Selbstverständliches hinnehmen: gedankenlos, gleichgültig, undankbar!

Vielleicht vergleichen die religiösen Schläfer in unserem Volk einmal unsere Religionsfreiheit mit dem Seelenzwang, der Angehörigen manch anderer Religion auferlegt wird.

Helmut Schrickel, Coburg

Auch Schäferhunde abschaffen?

Betr.: „PC-Schraube locker“ (Nr. 39)

Wenn Kardinal Meisner das Wort „entartet“ erwähnt, wird es sofort in Verbindung mit NS-Politik gebracht. Mich stören Ausdrücke aus der Fäkalsprache, die ich im Fernsehen häufig präsentiert bekomme, in stärkerem Maße. Warum regt sich darüber niemand auf?

Zur Zeit läuft eine Empörungswelle über unser Land, dessen Geschichte auf zwölf Jahre NS-Zeit begrenzt zu sein scheint. Dabei hat man noch nicht erwähnt, daß Hitler ein Faible für Schäferhunde hatte. Schon aus diesem Grunde dürften sie nicht als Diensthunde bei der Polizei Verwendung finden! Bei Pekinesen gäbe es da keine Probleme, sind sie doch Teil unserer Multikulti-Welt.

Das Thema ist zu ernst, um sich in Witzeleien zu ergehen. Wer glaubt, in einer Spaßgesellschaft sein Leben durch Herumgammeln, Vandalismus, Betrug und Diebstahl bewältigen zu können, zeigt ein „gänzlich aus der Art geschlagenes, degenerierte, oder entartetes Verhalten“ im Vergleich zu denen, die für ihr Leben andere Akzente haben und andere Wertmaßstäbe setzen. Die Intoleranz derjenigen, die mit Geierblick überall ein Haar in der Suppe suchen, macht auch vor dem Recht auf freie Meinungsäußerung eines Kardinal Meisner nicht halt.

Marg.-Elfriede Krause, Pattensen

Schade, daß Juncker nicht Bundeskanzler ist

Betr.: „Warschau will den Spieß umdrehen“ (Nr. 35)

Die Polendame Anna Fotyga, ihres Zeichens Außenministerin der Republik Polen, schürt, genauso wie die Kaczynski-Zwillinge, das Feuer.

In einem Interview mit der „International Herald Tribune“, das in Polen starke Beachtung fand, nannte sie „Deutschland den ewigen Feind Polens“.

Dazu wäre anzumerken, daß ein Volk, das Ultranationalisten zu seinen Führern wählt, nicht in die EU gehört. Zumal dann nicht, wenn diese sich in ihrer Deutschfeindlichkeit nicht zähmen können. Wie soll es in einer Völkergemeinschaft zu einem friedlichen Miteinander kommen, wenn ein Mitglied ein anderes Mitglied als seinen „ewigen Feind“ bezeichnet?

Entweder hört Polen mit seinen dauernden Stänkereien auf, oder es verläßt die EU und verzichtet damit auf die zig Milliarden Euro, die es aus dem Brüsseler Topf erhält, der überwiegend von seinen „ewigen Feinden“ gespeist wird.

Selbst dem besonnenen luxemburgischen Premierminister Jean-Claude Juncker platzte beim jüngsten EU-Gipfel der Kragen, als der polnische Ministerpräsident Jaroslaw Kaczynski mit seinem Ultimatum: „Quadratwurzel oder der Tod!“ seine europäischen Amtskollegen schockte.

Juncker, der die Polen schon mehrfach vor antideutschen Ressentiments gewarnt hatte, redete frei und wurde laut: „Ohne Deutschland wäre Polen kein EU-Mitglied“, schimpfte er. Die Attacken des polnischen Premiers seien „unglaublich“.

Am Ende seiner Standpauke hatte Juncker den Saal hinter sich. Alle spendeten Beifall, berichtete die Presse.

Schade, daß Juncker nicht deutscher Bundeskanzler ist!

Friedrich Kurreck, Offenbach

Ohne Courage

Betr.: „Flucht durch die Hintertür“ (Nr. 39)

Polen kann sich nur leisten, was die deutsche Seite zuläßt. Und die ist reichlich schwach auf der Brust und wagt noch immer nicht, alle belegbaren Fakten auf den Tisch zu legen, die ein anderes Bild von der Mitwirkung Polens am Ausbruch des Zweiten Weltkrieges und an Verletzungen der Menschenrechte aufzeigen könnten.

Ich finde das Verhalten der polnischen politischen Klasse schlimm, aber sie nutzt nur, was die deutsche zuläßt, und die ist in meinen Augen die schlimmere.

Dietrich Jesenko, Regensburg

BBC und unabhängig? Im Zweiten Weltkrieg betrieb sie Kriegspropaganda pur

Betr.: „Hätten wir doch nur ein deutsches BBC“ (Nr. 39)

Manuel Ruoff behauptet fälschlicherweise, daß BBC (British Broadcasting Corporation) hinsichtlich Informationsgehalt und Unabhängigkeit vom Staat Maßstäbe setzte. In Wirklichkeit gehört BBC zu den deutschfeindlichen englischen und amerikanischen Medien. Im Zweiten Weltkrieg betrieb es – formal unabhängig – Kriegspropaganda, die vom Staat gesteuert wurde. So verbreitete es bewußte Falschmeldung zu Katyn, Pearl Harbour und zum 20. Juli 1944. Lord Balfour schrieb in „Propaganda in War 1939–1945“: „Das Mikrofon ist in Kriegszeiten nicht der Platz für Leute, die gegen den Krieg sind.“ Aber auch nach dem Krieg wurde die Propaganda fortgesetzt wie zum Beispiel „Lampenschirme aus Häftlingshaut“, „Deutschland begann Gaskrieg in Weltkrieg I“.

Friedrich Karl Pohl, Lüneburg

Anmerkung der Redaktion: Der Autor der *Preußischen Allgemeinen Zeitung*, Manuel Ruoff, hat nicht behauptet, daß die „BBC“ Maßstäbe „setzte“, sondern, daß „BBC-Dokumentationen“ Maßstäbe „setzen“.

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

Mehr Verständnis für iranischen Nationalspieler

Betr.: „Absage an Israel nicht erlaubt“ (Nr. 41)

Natürlich erwarten wir, daß ein Nationalspieler auch für die Nation spielt. Wenn ein aus dem Iran stammender deutscher Staatsbürger aber Repressalien dieses „Schurkenstaates“ gegenüber seinen Angehörigen befürchten muß, wenn er in Israel Fußball spielt, dann müßte ihm doch Verständnis aller „menschlichen“ Menschen gewiß sein.

Wer will denn seiner Familie Schaden zufügen und sie nicht schützen wollen? Was dazu Innenminister, Nationaltrainer und anderen Großkopferten zu sagen hatten, war unwürdig, kaltschnäuzig und kriecherisch gegenüber dem Zentralrat und Israel, das aber wohl vor Ort mehr Verständnis aufbrachte als der gefahrferne Zentralrat.

Hansheinz Fleischer, Bielefeld

Was verschwiegen wird: Von Hitler-KZ in Stalin-KZ

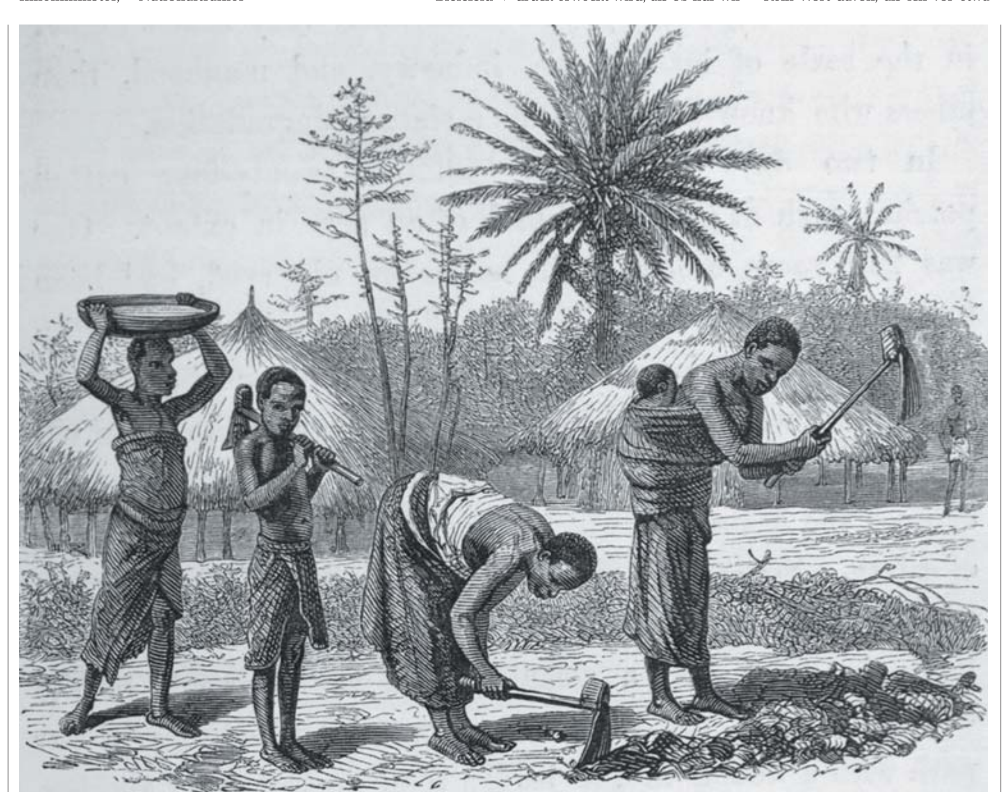
Betr.: „Feiern mit dem Stasi-General“ (Nr. 40)

Mit schöner Regelmäßigkeit werden wir Deutschen an die Konzentrationslager auf deutschem Boden erinnert, wobei durch die Einseitigkeit der Darstellung der Eindruck erweckt wird, als ob nur wir Deutschen KZ betrieben hätten. Verschwiegen wird auch, daß 1945 in der Sowjetzone (spätere DDR) die Hitler-KZ in Stalin-KZ umgewandelt wurden, in denen Stalin, wie in Joel Koteks Meisterwerk „Le siècle des camps“ ausgeführt wird, 42 889 Insassen krepieren ließ. Kein Wort davon, als ich vor etwa 30 Jahren das KZ Buchenwald besuchte. Damals wurde ich an Bertold Brechts Worte erinnert: „Immer doch schreibt der Sieger die Geschichte des Besiegten. Dem Erschlagenen entstellt der Schläger die Züge. Aus der Welt geht der Schwächere. Und zurück bleibt die Lüge.“ **Helmut Schrickel, Coburg**

Nur Sklavenhandel

Betr.: „Als sich die Fesseln der Sklaven lösten“ (Nr. 40)

Der interessante *PAZ*-Artikel über Sklaverei verleitet zu einer falschen Annahme: 1807 wurde zunächst nur der Sklavenhandel beendet, die Sklavenhaltung aber lief in England und seinen Kolonien ein volles Vierteljahrhundert weiter. Mithin kam das Ende der Sklaverei erst 1833 unter dem Namen „abolition“. England schönt also seine Geschichte mit dem Datum 1807, falls diese 400jährige Kulturschande, die es übrigens in Deutschland nicht gab, überhaupt zu schönen ist. In Frankreich ging sie bis 1848, in USA bis 1865, aber noch weitere 100 Jahre schlossen Gerichte ihre Augen vor den Lynchmorden des Ku-Klux-Klan. Während man in Frankreich Menschenrechte proklamierte, galt für Schwarze der Code Noir: Danach wurden Entflohenen (sog. marrons) beim ersten Versuch die Ohren abgeschnitten, beim zweiten Versuch die Kniekehlen durchschnitten, und beim dritten Mal der Hals. Sklaverei war die erste globale Bewegung der Neuzeit. Ab zirka 1450 brachte Sklavenarbeit den westlichen Seefahrernationen gewaltige Gewinne ein. Es ist also falsch, den Nationalstaat des 19. Jahrhunderts mit der Urheberschaft des Rassismus zu belasten. **Karl-Hermann Dittmar, Bad Arolsen**



Sklaverei: Zwar untersagten die Engländer den Handel, doch damit war die Sklavenhaltung keineswegs vorbei. Foto: Archiv

Echte Ostdeutsche

Betr.: „Unvergessen“ (Nr. 40)

Am 3. Oktober, als zwischen Düsseldorf und Görlitz, zwischen Flensburg und Oberstdorf mit Tschingdarassabum gefeiert wurde, habe ich sehr genau das Fernsehprogramm dieses Tages gesehen und gehört.

Nicht ein einziges Mal gab es einen Hinweis darauf, daß dieser Tag für die Mitteldeutschen unter uns natürlich ein Freudentag war, nicht aber für etwa noch zehn Millionen Ostdeutsche, deren Heimat zwischen der Oder und Litauen, zwischen Memel und Oppeln liegt.

Kein sonst auf Wählerstimmen erpichter Politiker, kein Kommentator, nicht einmal unser sehr verehrter Herr Bundespräsident fand es für nötig, die aus Ostdeutschland Vertriebenen auch nur zu erwähnen.

Nur eine Frau rief mich an, eine Mitteldeutsche aus einem Dorf östlich von Schwerin, eine Ärztin.

Sie sagte etwa: „Es geht uns gut und wir sind dankbar, daß sich alles so ergeben hat. Aber ich denke heute auch an dich und die vielen anderen Vertriebenen, die heute nicht wie wir einen Tag der deutschen Einheit feiern können.“

Es tut gut, daß es noch Anstand gibt. **Dr. Detlef Arntzen, Hamburg**

Preußen wiederentdecken – Garnisonkirche wieder aufbauen, so wie sie war

Betr.: „Garnisonkirche“

Beim Betrachten der in der *PAZ* Nr. 36 abgebildeten Potsdamer Garnisonkirche wurde sicherlich vielen Lesern bewußt, daß diese geschichtsträchtige Stätte mit ihrem Glockenspiel „Üb’ immer Treu und Redlichkeit“ ein Symbol für Generationen war. Die vier Worte „Mehr sein als scheinen“ charakterisierten das echte Preußentum; sie waren zugleich die solide Grundlage des Deutschen Reiches.

Unser Empfinden für die Stadt Friedrich des Großen erlitt keine gravierende Beeinträchtigung durch die in ihren Mauern stattgefundene Konferenz der Sieger von 1945.

Obwohl während jener Tagung Stalin, Truman und Attlee die völkerrechtswidrige Vertreibung der Ost-, Südost- sowie der Sudetendeutschen legalisierten. Dies war eines der Nachkriegsverbrechen unserer sogenannten Befreier! Das seinerzeitige unmenschliche Geschehen gehörte zu den Kriegszielen der Alliierten, ebenso wie die Zerschlagung des Deutschen Reiches, was zwangsläufig auch die beabsichtigte Ausschaltung Preußens bedeutete.

Hoffen wir, daß nachkommende Generationen sowohl den Geist als auch die hervorragenden Tugenden des alten Preußens wieder zu ihrem Lebensinhalt werden lassen.

Hierzu würde der Wiederaufbau der Potsdamer Garnisonkirche beitragen können.

Und: Was im Elbflorenz gelang, die Dresdner Frauenkirche mit Hilfe von Spenden aus den Trümmern neu erstehen zu lassen, müßte doch mit der Garnisonkirche in Potsdam ebenfalls möglich sein!

Hermann Langer, Bieswang-Pappenheim

Preußische Allgemeine Zeitung

WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
DAS OSTPREUSSENBLATT

Chefredakteur:
Klaus D. Voss
(V. i. S. d. P.)

Chef vom Dienst, Leserbriefe, Bücher: Rebecca Bellano; **Politik, Panorama, Preußen/Berlin:** Hans Heckel; **Kultur, Unterhaltung, Leben heute:** Silke Osman; **Geschichte, Landeskunde, Ostpreußen heute:** Dr. Manuel Ruoff; **Heimatarbeit, Aktuelles:** Florian Möbius; **Ostpreußische Familie:** Ruth Geede.

Freie Mitarbeiter: Wilfried Böhm, Dr. Richard G. Kerschhofer (Wien), Hans-Joachim von Leesen, Wolf Oschlies

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Knut Bantow.

Anschrift für alle: Parkallee 84/86, 20144 Hamburg. Verlag: Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Parkallee 86, 20144 Hamburg. Preußische Allgemeine Zeitung / Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen. – Ab 1. 1. 2006 Bezugspreis Inland 8,30 € monatlich einschließlich 7 Prozent Mehrwertsteuer, Ausland 10,50 € monatlich, Luftpost 14,50 € monatlich. Abbestellungen sind mit einer Frist von einem Monat zum Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten. Konten: HSH Nordbank, BLZ 210 500 00, Konto-Nr. 192 344 000. Postbank Hamburg, BLZ 200 100 20, Konto-Nr. 84 26-204 (für Vertrieb); Konto-Nr. 907 00-207 (für Anzeigen).

Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 28,. Druck: Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag GmbH, Fehmarn Str. 1, 24782 Büdelsdorf. – ISSN 0947-9597. Die Bezieher der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* werden mit dem Beginn des Abonnements Mitglieder der Landsmannschaft Ostpreußen e. V. und ihrer Untergliederungen. Die Aufnahme der Bezieher in die Heimatkreise oder Landesgruppen erfolgt durch schriftliche Beitrittserklärung. Diese kann zusammen mit dem Antrag auf Lieferung der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* erklärt werden. Der Mitgliedsbeitrag in Höhe von einem Drittel des Brutto-Inlandsbezugspreises der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* wird zusammen mit dem jeweils gültigen Abonnementspreis in einer Summe erhoben und dient der Unterstützung der Arbeit der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.

Telefon (040) 41 40 08-0
Telefon Redaktion (040) 41 40 08-32
Fax Redaktion (040) 41 40 08-50
Telefon Anzeigen (040) 41 40 08-41
Telefon Vertrieb (040) 41 40 08-42
Fax Anz./Vertrieb (040) 41 40 08-51
http://www.preussische-allgemeine.de

E-Mail:
redaktion@preussische-allgemeine.de
anzeigen@preussische-allgemeine.de
vertrieb@preussische-allgemeine.de

Landsmannschaft Ostpreußen:
http://www.ostpreussen.de
Bundesgeschäftsstelle:
lo@ostpreussen.de

www.preussische-allgemeine.de
Benutzername/User-ID: **paz**
Kennwort/PIN: **5958**

Verpönte Vaterlandsliebe

Betr.: Zitate (Nr. 40)

„Die meisten Westdeutschen haben den Sinn für Geschichte weitgehend verloren. Dazu hat viel beigetragen, daß wir die deutsche Geschichte häufig auf zwölf Jahre Nationalsozialismus reduzieren. Ein Land braucht aber für seine Zukunft Geschichtsbewußtsein.“ Klaus von Dohnanyi kann man nur zustimmen, wobei festzustellen ist, daß die Zeit des Nationalsozialismus mit dem Holocaust gleichgesetzt wird, man könnte auch gedeckelt sagen, außer ihm gibt es nichts. (Ich habe mit Oberschülern gesprochen, die jedes Schuljahr erneut den Holocaust behandelt haben. Aus eigener Erfahrung weiß ich, daß auch Grundschüler den Holocaust dargeboten bekommen.)

Daß damals Millionen Deutsche ein redliches Leben gelebt haben und Millionen deutscher Soldaten ehrenvoll für ihr Vaterland gekämpft haben und gestorben sind, dafür bleibt in der Regel wenig oder nichts übrig.

Weniger als dem Zitat Dohnanyis aus der „Welt“ kann man diesbezüglichen Ausführungen von Frau Steinbach in der gleichen Ausgabe der Welt zustimmen, die schreibt: „In der deutschen Zivilgesellschaft hat sich eine neue Bürgerlichkeit entwickelt. Bemerkenswert dabei ist ein fast selbstverständlicher Umgang mit Vaterlandsliebe. Gleichzeitig hat sich mit der in Gang gekommenen Diskussion über Bombenkrieg, Kriegsende und Vertreibung eine abwägende Geschichtsbetrachtung herausgebildet ... Vielmehr hat die Überzeugung Raum gegriffen, daß jemand nur aufrichtig und glaubwürdig Anteil an den Opfern und Leiden seiner Nachbarn nehmen kann, wenn er fähig ist, um seine eigenen Toten zu trauern.“

Frau Steinbach entwirft in ihren Worten eine Fata Morgana, die leider nur ein Hirngespinst ist. Vaterlandsliebe scheint mir ausgestorben, sie wird durch die Begeisterung für die Erfolge der Sportler des eigenen Landes ersetzt. Bombenkrieg, Kriegsende und Vertreibung bewegen fast niemanden. Die Leistungen und der Heldenmut deutscher Soldaten sind eher verpönt und werden diskriminiert. Daß der eigenen Opfer von den nicht persönlich Betroffenen angemessen gedacht wird, habe ich noch nie feststellen können.

Der Erwachsene von heute ist zukunftsorientiert, ist von den Problemen der Gegenwart belastet, für die Vergangenheit steht der Holocaust. Ein Zentrum gegen die alle Menschenrechte und jede Menschlichkeit verletzenden Vertreibungen haben wir noch immer nicht. **Wilfried Heinrich, Dortmund**

Feindbild

Betr.: „Die Kaczynski-Zwillinge geben sich siegessicher“ (Nr. 41)

Eigentlich gehen uns Wahlen in Polen und anderen Nachbarländern nichts an. Wenn aber in den Wahlkämpfen wir Deutschen als Feindbild mißbraucht werden, dann haben wir unsere Interessen wahrzunehmen, die sich nicht gegen das polnische Volk richten, aber doch gegen das Gesindel, daß dort viel zu sagen hat.

Wenn viele Polen den Kaczynskis auf die deutsche Leimrute gehen und sich gegen uns instrumentalisieren lassen, dann würde ich den Grund auch dafür sehen, daß Polen seine üble Rolle im Zweiten Weltkrieg und seine Gewalttaten an seinem Ende verdrängt, möglichst schnell begraben und zugeschaufelt hat. Polen war Opfer und Täter zugleich. Dies endlich zu erkennen und zuzugeben würde das gestörte Verhältnis der Polen zu uns von Unrat säubern. **Margot Krämer, Ravensburg**

Es fehlen Mut und Gewissen

Betr.: „Nicht weit vom Führer entfernt“ (Nr. 40)

Polen diffamieren Stauffenberg und machen ihn zum Anti-Helden

Wenn ich lese, was ein amoralisches Gesindel in Polen von sich gibt, denke ich an die polnischen Pflegerinnen in einem Altenheim, die besonders liebevoll und pflichtbewußt mit den von ihnen zu Pflegenden umgehen. Auch hier müssen wir uns vor der Verallgemeinerung hüten, die immer ins Unrecht führt.

Es wäre für Polen sicher heilsam, wenn es endlich die Rechnung für seine Mitschuld am Ausbruch des Zweiten Weltkrieges und seine Vertreibungsverbrechen von der Bundesregierung präsentiert bekäme.

Aber da fehlen Mut und Gewissen.

Klaus Geißler, Bückeburg

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

MELDUNGEN

Überschuß von Männern auch in Westregionen

Berlin – Frauenmangel, bislang ein Problem der neuen Bundesländer, bereitet nun auch strukturschwachen Regionen Westdeutschlands zunehmend Sorge. Wie die Staatsministerin im Kanzleramt Maria Böhmer (CDU) mitteilt, zögen junge Frauen eher aus abgelegenen Gebieten weg als junge Männer, die dann keine Partnerinnen mehr fänden. In manchen Gegenden betrage der Männerüberschuß bei den 18- bis 29jährigen bereits 25 Prozent.

Metzger droht mit Austritt

Stuttgart – Der frühere Finanzexperte der Grünen-Bundestagsfraktion Oswald Metzger (52) hat die Drohung erneuert, seine Partei zu verlassen. Dem „Focus“ sagte er, das Land werde „verrückt“, neue Wohltaten würden verteilt, obgleich nicht einmal die vergangenen seriös finanziert seien. In seiner Partei sei er heimatlos, aber auch die CDU mache „sozialdemokratische Politik“.

ZUR PERSON

Machtmensch am Ziel



Er kann sich gelassen im Sessel zurücklehnen, der Aufsichtsratsvorsitzende der Volkswagen AG, Ferdinand Piëch, ist trotz des Urteilsspruchs des Europäischen Gerichtshofes, der das VW-Gesetz kippt, fein raus.

Der Enkel von Ferdinand Porsche sitzt auch bei dem Stuttgarter Autobauer im Aufsichtsgremium und profitiert, wenn der Familienkonzern Porsche nun auch mit der geballten Macht seiner Stimmanteile bei den Wolfsburgern mitmischt.

Vor dem Luxemburger Urteil waren die Stimmrechte bei VW für jeden Aktionär auf 20 Prozent begrenzt, auch wenn die Aktienanteile höher lagen. Sollte der an VW mit 30,9 Prozent beteiligte Porsche-Konzern nun seine Machtposition ausnutzen, würde Piëch nicht einmal zwischen den Stühlen sitzen.

Aus Familiensicht kommt nun zusammen, was zusammengehört. Ab jetzt ist nur noch das Land Niedersachsen mit seinen 20,2 Prozent im Wege, doch Ferdinand Piëch kann sich ebenso wie Porsche-Chef Wendelin Wiedeking andere Konstellationen vorstellen.

Der 1937 in Wien geborene Piëch ist ein Machtmensch, schon während seiner Amtszeit als Vorstandsvorsitzender bei VW setzte er umstrittene Projekte um.

Er rückte die Marke VW ins Hochpreissegment, der Bau des Phaeton erwies sich allerdings als Pleite. Der Kauf der Luxusmarke Bugatti geriet ebenfalls zum wirtschaftlichen Mißerfolg. Piëch gilt als exzellenter Techniker, aber komplizierter Charakter.

Ferdinand Piëch hat zwölf Kinder aus vier Ehen. Zu seinem Vermögen gehören unter anderem Anteile an der Porsche Holding Salzburg und der Porsche AG in Stuttgart. Von der technischen Uni Wien wurde ihm 1984 die Ehrendoktorwürde verliehen. *M.A.*



Reisende auf Ent-Zug Zeichnung: Mohr

Getrennt schlagen

Warum binationale Rassistenbanden verboten gehören, wieso Frau von der Aue so guckt, und wie die Merkel das wieder gemacht hat / Der Wochenrückblick mit HANS HECKEL

Voller Entzücken haben wir hier unlängst die deutsche Empörungsmaschine bewundert – wie sie angesichts mutmaßlich rassistischer Übergriffe von deutscher Seite aus dem Stand auf Hochtouren kommt und nach mutmaßlich rassistischen Attacken, die von Migranten ausgingen, ebenso rasant wieder zum Stillstand gelangt. Das Gerät schien uns jeder ideologischen Zumutung gewachsen.

Heute müssen wir unser vollmundiges Lob leider einschränken. Die Maschine ist doch anfälliger, als wir dachten, wie sich dieser Tage in Berlin zeigte. Dort konnten sich Polizei und Politiker nicht zwischen dem Ein- und dem Ausknopf entscheiden. Das Resultat war ein jämmerliches Gerumpel und Gestotter im Gerät.

Folgendes war vorgefallen: Vier Jugendliche zwischen 16 und 19 Jahren hatten den dunkelhäutigen US-Amerikaner Antoine I. im Stadtteil Spandau als „dreckigen Nigger“ beschimpft, den sie „fertigmachen“ wollten, und ihn und seine Freundin dann brutal angegriffen. Der Amerikaner lebt seit 1995 in Spandau und arbeitet als Barkeeper.

Der eindeutige Fall einer fremdenfeindlichen Gewalttat, möchte man meinen. Deutsche Polizeibeamte aber sind gründliche Leute und lesen ihre Akten bis zum Ende, bevor sie eines der voreiligen Urteile fällen, für die wir Medienleute berüchtigt sind. Und da fand der Zuständige bei den vier Verdächtigen neben den Brüdern Benjamin und Sebastian H. auch die Namen von Murat I. und Fernando F., welche türkischer und portugiesischer Abkunft sind. So meldete die Polizei in ihrem Bericht zwar, daß das Opfer „aufgrund seiner Hautfarbe“ beleidigt und angegriffen worden sei, schloß aber dennoch: „Hinweise auf eine fremdenfeindliche Tat liegen nicht vor.“

Berlins Polizeipräsident Dieter Glietsch druckste immerhin, daß ein „fremdenfeindlicher Hintergrund zumindest nicht ausgeschlossen“ sei. Ähnlich hilflos fingerte Spandaus Bezirksbürgermeister Konrad Birkholz herum: „Zumindest handelte es sich nicht um typische rechtsradikale Schläger“, so der CDU-Politiker. Warum? Weil „zwei der Täter selbst einen Migrationshintergrund haben“.

Es heißt, gegen die vier werde nun wegen gefährlicher Körperverletzung und Beleidigung ermittelt, von Volksverhetzung ist nicht die Rede, trotz „dreckiger Nigger“.

Spandaus Sozialstadtrat Martin Matz (SPD) bemüht sich um Schadensbegrenzung und redet den Übergriff klein. Es sei ein „Einzelfall“. Trotzdem müsse man sich mit „fremdenfeindlichen Vorgängen in Spandau auseinandersetzen“. Aha. Also Aufklärung betreiben, vorbeugende Gespräche führen, damit sich die Fremdenfeindlichkeit gar nicht erst in den Köpfen der jungen Menschen einnistet. Viele junge Leute haben nämlich gar keine Probleme mit Personen anderer Herkunft, wenn sie sie erst einmal näher kennengelernt haben. Der Benjamin, der Sebastian, der Murat und der Fernando sind sogar richtig dicke ...

> Unser in Jahren entwickeltes Reiz-Reaktions-Schema verheddert sich im Multikulti

Nun gut, so hatten wir uns das natürlich nicht vorgestellt. Manchmal ist Nationalitätentrennung offenbar doch sinnvoll, denn: Unser in Jahren entwickeltes Reiz-Reaktions-Schema droht sich in den Tentakeln multikultureller Tätergruppen zu verheddern. Nur wenn man die gewalttätigen Jugendlichen dazu bringt, ihren Schweinkram national getrennt zu verüben, bekommen wir wieder rein deutsche Tätergruppen und können jeweils eindeutig entscheiden, ob wir die Empörungsmaschine anschmeißen oder auslassen.

Ein neuer Straftatbestand dürfte helfen, die jungen Kriminellen politisch korrekt zu sortieren: Die „Verwirrung des öffentlichen Moralismus“ durch „gemeinschaftliche rassistische Gewalt von Deutschen und Migranten“ müßte als „Verbrechen gegen die Gutmenschlichkeit“ mit Arrest geahndet werden.

Antoine I. kapiert das alles nicht. Daß zwei der vier Angreifer nichtdeutscher Herkunft seien, schlösse doch ein rassistisches Motiv nicht aus, wundert sich das Opfer. „Die Schläger sind auf mich losgegangen, weil ich dunkelhäutig bin.“ Damit sei es doch wohl eine rassistische Tat gewesen, beharrt der Ahnungslose, Wie kann man nur so unsensibel sein. Typisch Ami. Also, lieber Antoine, noch mal zum mitschreiben: Die Rasse, Religion oder Herkunft der Opfer ist uns vollkommen schnurz. Die nationale Zugehörigkeit der Täter muß stimmen! Und das tut sie im vorliegenden Fall nun mal nur teilweise.

Glücklicherweise fordern immer mehr Politiker, daß Zuwanderer wenigstens vor ihrer Einbürgerung einen Test machen, bei dem sie nachzuweisen haben, daß sie mit den ethischen Grundregeln unserer toleranten, weltoffenen Gesellschaft vertraut sind. Das Beispiel von Antoine I. beweist, wie notwendig es ist, naive Zuwanderer darüber aufzuklären, auf welchen moralischen Fundamenten unser fortschrittliches Gemeinwesen fußt.

Die vier Schläger sind übrigens alle bereits wegen diverser Delikte wie Raub und Diebstahl aktenkundig. Den notorischen Spitzbuben könnte daher nun der Knast blühen. Da haben sie aber Glück, daß sie Berliner sind. Murats Landsmann Firat I. hatte nach über zwei Jahren keine Lust mehr auf sein Charlottenburger Gefängnis und beschloß vergangene Woche, das Etablissement zu verlassen. Ach nein, nicht was Sie jetzt denken – wilde Flucht mit Leiter oder Tunnel und so. Firat ging einfach, einer seiner Besucher, der ihm ähnlich sah, blieb dafür drinnen. Für kurze Zeit, dann ging auch er. Den Beamten fiel der Tausch erst nach Stunden auf.

Nach seiner „Flucht“, oder besser: seiner Abreise telefonierte Firat erst einmal mit den im Bau Gebliebenen. Eigentlich dürfen die gar keine Mobiltelefone haben, in Wahrheit jedoch herrscht in Berlins Haftanstalten eine Fernsprecherdichte wie auf dem Börsenparkett. Gefeiert wurde dann auch im Knast, die Freude über den dreisten Coup des Mitgefangenen war verständlicherweise gewaltig. Mit was sie da angestoßen haben, wurde nicht berichtet. In der JVA Tegel wäre jedenfalls für einen ordentlich Schluck gesorgt gewesen. Dort haben sich die Gefangenen ihren hochprozentigen Schnaps heimlich selber gebrannt. Hat keiner gemerkt, bis ein bulgarischer Insasse mehr als bloß glücklich über den Gang torkelte und lallte und zur Ausnüchterung ins Krankenhaus mußte.

Daß der rot-rote Senat jahrelang am Personal im Sicherheitsbereich gespart hat, zahlt sich endlich aus: Mehr und mehr lernen die Strafgefangenen, die Dinge selbst in die Hand zu nehmen. Und wem's dort nicht gefällt, der kann ja gehen.

Als erste gehen sollte Berlins Innensenatorin Gisela von der Aue, fordern mißgünstige Oppositionspolitiker. Die SPD-Politikerin macht zu den Ereignissen in ihrem Zuständigkeitsbereich ein ziemlich blödes Gesicht. Aber das macht nichts, die Pose steht ihr glänzend. Sie strahlt diese gewisse Unbeteiligtheit aus, die für deutsche Spitzenpolitiker zunehmend prägend wird. Denken wir an die Kanzlerin. Das US-Magazin „Newsweek“ adelte Angela Merkel diese Woche mit dem Titel der „Mrs. Feelgood“, die von den noch ausstehenden Reformen zwar redet, aber nichts mehr anpackt, damit keiner sauer auf sie wird. Selbst winzige Einigungen verkaufe die Kanzlerin als Riesenerfolg.

Die Deutschen sind hingerissen von der Raffinesse ihrer Regierungschefin. Sie habe ihren Laden, die Koalition, im Griff. Daß in dem Laden kaum noch etwas gebacken wird, das das Land weiterbrächte, stört uns nicht.

Schließlich ist es ja auch nicht ganz richtig, daß die Kanzlerin keine Erfolge vorzuweisen hätte. Beim EU-Gipfel hat sie zwar hinnehmen müssen, daß Deutschland bald noch weniger Sitze im Straßburger Parlament hat. So kommt ein Parlamentarier auf 860 000 Deutsche, während Malta pro 67 000 Einwohner einen Sitz hat. Zum Ausgleich bleiben wir aber die Hauptnettozahler. So steht dank unserer weisen Politik niemand mit leeren Händen da.

ZITATE

Die Journalistin und Buch-Autorin ***Eva Herman*** *beschrieb im „Deutschlandfunk“ den Ausbruch der* ***Kampagne gegen sie****:*

„Eine einzige Journalistin ... hat einen Halbsatz geschrieben, in dem sie behauptete, ich hätte die Familienpolitik des Dritten Reiches gelobt ... Das stimmt nicht! Dann ist etwas erfolgt. So schnell konnte man gar nicht schauen, wie auch angeblich seriöse Zeitungen in ihren Online-Diensten auf diesen Zug aufgesprungen sind und innerhalb von Stunden mich in die rechte Ecke geschoben haben.“

Das ***US-amerikanische*** *Magazin „Newsweek“ nimmt in seiner Ausgabe von dieser Woche die politische Bilanz von Kanzlerin* ***Merkel heftig aufs Korn****:*

„Ist Deutschland heute besser für die Herausforderungen im Zeitalter der Globalisierung und einer alternden Gesellschaft vorbereitet als unter ihrem Vorgänger Gerhard Schröder? Und wäre der Sozialstaat besser gewappnet für einen Rezessionsschock und steigende Arbeitslosigkeit? Leider ist die Antwort auf beide Fragen ein deutliches Nein ... Statt zu sagen, was sie will, verkauft sie den kleinsten gemeinsamen Nenner als großen Erfolg.“

„Focus“-Chefredakteur ***Helmut Markwort*** *äußert sich in seinem Magazin vom 22. Oktober* ***entsetzt*** *über den* ***RAF-Terroristen Rolf Klemens Wagner****, der die Entführung von Hanns Martin* ***Schleyer*** *als auch „aus heutiger Sicht* ***richtig****“ bezeichnet hatte. Wagner war 2003 von Bundespräsident Johannes Rau begnadigt worden:*

„Die zynischen Äußerungen und die menschenverachtende Anmaßung des Ex-Terroristen werfen auch die Frage wieder auf, wie berechtigt Begnadigungen von Verbrechern sind, die ihre Taten nicht bereuen, ja nicht einmal bereit sind, die Wahrheit über die Morde auszusagen.“

Bauernfängerei

Geeinigt hat sich – ist ja klar –
des Abendlands Verräterschar
in ziemlich trauter Runde,
wie stets zu später Stunde.

Verfassung hieß zunächst das Ziel,
doch war zu deutlich bei dem Spiel,
daß Völker man entrechtet
und freie Bürger knechtet.

Jetzt heißt halt das, was keiner mag,
zur Tarnung schlicht Reformvertrag,
auf daß wir's nicht erkennen
und Volksbetrug es nennen.

Die Mogelpackung ist geschnürt,
und auch wenn's noch nicht jeder spürt,
beginnen schon die Macher
mit ihrem Postenschacher.

Barroso, früher Maoist,
Kwaschniewski, Wende-Kommunist,
sind alles Kandidaten,
uns weiter zu verraten.

Wahrscheinlich aber Präsident
wird Blair, den man als Pudel kennt,
denn der macht defraudantisch
Europa transatlantisch ...

Pannonicus